VERSORGERIN

stadtwerkstatt linz

2 Euro / 2 Giblinge *# 0116*



dezember 2017

versorgerin Nr. / 116 / DEZ 2017 / österreichische Post AG / MZ 15Z040481 M, **VORTEILSTARIF**, Stadtwerkstatt, Kirchengasse 4, 4040 Linz

editorial

Die katholische Organisation *Pax Christi* fühlte sich von Alex Feuerherdts Artikel »Das unheilbar gute Gewissen von Pax Christi« (siehe Versorgerin #115 S. 10) derart auf den Talarkragen getreten, dass sie per Mail nassforsch einforderte, dass sie gern eine Art PR-Text in dieser Versorgerin »abdrucken lassen möchte«. Diesem – nicht einmal in eine Bitte gekleideten – Ansinnen sind wir zum einen deshalb nicht nachgekommen, da wir unserem Publikum zutrauen, sich auf Basis der angeführten Quellen selbst ein Bild von den im Artikel geschilderten Vorkommnissen zu machen und zum anderen, weil wir uns nicht als Verlautbarungsorgan gekränkter Eitelkeiten sehen. Schon gar nicht, wenn es um die friedensbewegten Frömmler_innen geht, die bei Kritik zu religiösen Rollkommandos mutieren (resp. transsubstantiieren) und uns nun, wie man hört, bei unseren Anzeigenkundinnen anschwärzen wollen.
Zwar wurden der Versorgerin keine »Stürmer-Methoden« vorgeworfen – bei Islamkritik ist dies allerdings häufiger der Fall, was *Paulette Gensler* zum Anlass nahm, das nationalsozialistische Hetzblatt auf dessen Islambild zu untersuchen und *David Kirsch* rezensierte für uns das Buch »Islamismus und Kollaboration.«
Ein weiterer kleiner Heftschwerpunkt widmet sich in den Beiträgen von *Felix Riedel* und *Svenna Triebler* den Bedrohungen durch den Klimawandel und ein anderer dem Umgang mit Roma und Sinti: *Filiz Demirova* schreibt über die Ignoranz der Ethnologie, *Melanie Letschnig* über den Film »Revision« und *Jakob Hayner* über das Stück »Roma Armee.« Außerdem in dieser Ausgabe: Ein Interview mit *Richard Schuberth* (bei dem wir uns recht herzlich für die Collage auf dem Cover bedanken möchten) über »linkes Bewusstsein«, Ausführungen von *Gerhard Scheit* über den Todestrieb. *Renate Göllner* erinnert an Silvia Bovenschen und *Kristina Pia Hofer* liefert einen Beitrag über eine künstlerische Auseinandersetzung mit Silvia Federici. Leider drängt sich auch die kommende Regierungskoalition als Thema auf: *Mladen Savić* fragt sich, warum zivilisatorische Rückschritte nicht als solche wahrgenommen werden und *Erwin Riess* beschreibt die aktuelle Rückkehr der zweiten Republik zu ihren Vorkriegswurzeln.
Wenn Sie, liebe Leserin, lieber Leser, nicht zu den Menschen gehören, die Weihnachten und dessen Gepflogenheiten ignorieren und deshalb auf der Suche nach Geschenken sind (solange diese noch nicht unter der »Jultanne« platziert werden), möchten wir Sie auf zwei Buchrezensionen aufmerksam machen: *Franz Fend* stellt Erwin Riess' neuen Groll-Roman vor, den dieser am 7. Dezember 2017 in der Melicharstraße 8, Linz, 19 Uhr präsentieren wird, und *Paul Schuberth* »Klassikkampf« von Berthold Seliger, der am 11. Jänner 2018 im Saal der Stadtwerkstatt damit zu Gast sein wird. Dass beide Bücher von Personen stammen, die selbst für die Versorgerin schreiben, mag für manche Cliquenwirtschaft sein, nicht aber für

Die Redaktion

servus.at – Think Tank & Kultur-Datenzentrum in der Stadtwerkstatt

Personeller Wechsel bei servus.at

Nach zwölf Jahren im Team von servus.at übergab Us(c)hi Reiter im Oktober 2017 ihre Aufgaben an Sabina Köfler. Um ihre Tätigkeit der letzten Jahre noch einmal näher zu beleuchten, hat Sabina Köfler Us(c)hi Reiter, eine der zentralen Personen hinter den vielen Projekten von servus.at, zum Gespräch gebeten.

Auch wenn du in der Vergangenheit deinen Namen nicht immer unter die Projekte von servus.at geschrieben hast, ist der künstlerische Part des Vereins schon sehr stark von deiner Person geprägt. Welche Themen haben dich am meisten beschäftigt?

Über die doch lange Zeit, die ich für den Verein operativ aktiv war, hat sich für mich schon eine Art roter Faden herauskristallisiert. Einerseits das Interesse und die Beschäftigung mit dem Internet, mit digitalen Werkzeugen und Alternativen und anderseits die gesellschaftlichen und politischen Implikationen unserer vernetzten Gesellschaft. Die starke Veränderung der Internetlandschaft zu einem mehr und mehr kontrollierten Raum hat meine inhaltliche Auseinandersetzung natürlich innerhalb unterschiedlicher Projekte begleitet – und die Frage nach der Rolle des Kunst- und Kulturschaffens in diesem Zusammenhang. Als Betreiberin eines alternativen Rechenzentrums für Kunst- und Kulturschaffende, NGOs und alternative Bildungseinrichtungen war es mir wichtig, über die Jahre diese Inhalte auf praktischer und auf künstlerischer Ebene zu vermitteln, was immer eine Herausforderung war und wo es mit Sicherheit Potenzial nach oben gibt.

Einen Teil meiner Arbeit würde ich sogar mit Übersetzungsarbeit vergleichen. Die Kommunikation mit meinen Kollegen war am Anfang nicht ganz einfach für mich. Ein vielleicht glücklicher Zufall war, dass ich lange Zeit mit Peter Wagenhuber, der sich, nebenbei erwähnt, selbst als Feminist bezeichnet, zusammenarbeiten konnte. Unser Team hat gut funktioniert – ohne Zweifel mit einem hohen Grad an Eigeninitiative und einem hinter der Sache stehen. Didi Kressnig ist mit seinem konstanten Selbstverständnis alles bestmöglich am Laufen zu halten mitverantwortlich dafür, dass es das Rechenzentrum in der Form heute noch gibt. Auch er macht es nicht wegen des guten Gehalts bei servus.at. Und es gibt viel Arbeit, die auch nicht sichtbar ist bei uns. Mit Gottfried Gaisbauer konnte der Verein ein neues Teammitglied mit hohem technischen Know-how und sozialer Kompetenz gewinnen.

Kürzlich hast du an zwei Projekten mitgearbeitet, Goodnight Sweetheart und Hades, die beide metaphysische Themen (Anm. »die ewige Ruhe« bzw. »die Seelen der Unterwelt«) bearbeiten. Ist das für dich ein wichtiger Kontrapunkt zum technischen Fortschritt?

Was mein Interesse und mein doch gespaltenes Verhältnis mit Kunst anbelangt war und bin ich vor allem an Grauzonen interessiert – oder besser ausgedrückt – an Akteuren, die sich in unterschiedlichen Spannungsfeldern bewegen und eben nicht nur im Feld der Kunst. Die Mischung aus Aktivismus, Journalismus, Bildung, Kunst und Kultur finde ich jedenfalls spannend.

Die Unterstützung und Produktion der genannten Projekte macht für mich Sinn, weil beide Projekte brandaktuelle Themen aufgreifen. Da hinkt der klassische Kunstbetrieb ja weit hinterher! Bei *Good Night Sweetheart* zum Beispiel geht es um die Frage, ob wir neue Rituale des Erinnerns und Vergessens brauchen, nachdem es eigentlich unmöglich ist, digitale Spuren löschen zu können. Die Objekte, die Audrey Samson geschaffen hat, sind eine Sache, die im Kunstkontext natürlich gut funktioniert. Es sind Objekte. Ihre Arbeit war Teil der Ausstellung »Behind the Smart World« 2016. Das Wesentliche für mich sind immer wieder Diskussionen und Workshops, die Teil dieser künstlerischen Arbeiten sind. HADES hat sich innerhalb eines Jahres entlang einer Diskussion zwischen Pamela Neuwirth und Markus Decker um das Thema künstliche Intelligenz entwickelt. Viele Abende, an denen über das Menschsein philosophiert wurde und was es heißt, wenn eine Maschine darüber entscheidet, was das Wesentliche im Leben ist. Mithilfe von Open Source Software war es möglich, ein einfaches neuronales Netz zu programmieren und so konnten erst Erkenntnisse darüber gewonnen werden, wie das alles grundsätzlich funktioniert. Ich finde, die Fragen, die Künstler_innen stellen, sind wichtig und relevant. Auch wie es um den Begriff der Freiheit steht, gilt es immer wieder neu zu verhandeln.

Du hast beispielsweise das Festival AMRO in Kooperation mit dem Institut für Timebased Media der Kunstuni Linz, als Plattform für kulturelle und soziopolitische Auseinandersetzung mit dem technologischen Einfluss auf unser Leben, entwickelt. Wie hat das Festival den Technologiediskurs in der Stadt beeinflusst?

So etwas ist schwer messbar und ich würde das nicht auf das Festival beschränken. Ich denke, die Arbeit von servus.at hat über die Jahre mit Sicherheit Spuren in der Szene hinterlassen. Ich stelle das jedenfalls immer wieder fest, in gewissen Grundhaltungen, wenn ich mich mit dem einen oder anderen servus-Mitglied unterhalte.

Mein Kollege, Davide Bevilacqua wird 2018 AMRO übernehmen. War es schwer diese Rolle abzutreten?

Nein nicht wirklich. Ich habe Davide ja auch selbst gefragt, ob ihn das interessieren würde. So ist es eher eine große Freude, dass es jemanden vor Ort gibt,



Foto: AMRO

der die Grundintention gut findet und weitermachen will. Was Besseres konnte ja gar nicht passieren.

Lass uns nochmal einen Sprung in die Vergangenheit machen. Kannst du dich erinnern, wie servus.at war, als du angefangen hast?

Ja, ich kann mich daran sehr gut erinnern. Ich war mehr als aufgeregt, und wenn Markus Panholzer und Gabi Kepplinger mich nicht darin bestärkt hätten, dass ich das kann, hätte ich mich nicht getraut, glaube ich? Es war gefühlt so ein bisschen ein Sprung ins kalte Wasser. Gut, ich hab mich zwar natürlich mit der ganzen neuen Entwicklung rund ums Internet im Kontext von Kunst und Kultur beschäftigt, hab zuvor bei der Ars Electronica gearbeitet und war dann bei THETHING in New York, aber von Linux und freier Software hatte ich so gut wie keine Ahnung. Da bin ich hineingewachsen und im Nachhinein betrachtet habe ich mir oft die Frage gestellt, warum ich damit nicht schon früher z.B. auf der Kunstuniversität in Berührung gekommen bin!

Das Ungleichgewicht zwischen Männern und Frauen im Bereich Netzkultur ist seit Langem sehr groß. Was hast du strategisch unternommen um Frauen mehr einzubinden?

Das beschäftigt mich bis heute. In den ersten beiden Jahren, wo ich erst in die Aufgabe reinwachsen musste, habe ich versucht, mir selbst Workshops zu organisieren, die mich im Umgang mit Linux und freier Software irgendwie weiterbringen. Dann gab es ein, zwei Frauen (Barbara Huber, Pam) in Linz aus dem servus-Umfeld, die mehr wussten als ich. So hab ich mal angefangen. 2007 habe ich mit einigen für mich wichtigen lokalen und internationalen Frauen dann bereits den ersten Eclectic Tech Carnival (*https://eclectictechcarnival.org/*) organisiert – das war großartig und werde ich nie vergessen. Bis heute gibt es immer wieder Treffen mit Beteiligten. Auch die Entwicklung von AMRO kann eine höhere Beteiligung von Frauen verzeichnen – im Vergleich mit den klassischen Linuxwochen.

Die drei Angestellten von servus.at kümmern sich auch um die Aufrechterhaltung der Infrastruktur, die zahlreiche Vereine der freien Szene für ihre tägliche Arbeit nutzen. Servus.at sieht sich selbst aber nicht als Provider. Ist der Brückenschlag ein schwieriger?

Wenn man in Zukunft bestehen will, muss man inhaltlich arbeiten. Stichwort Bildung. Hier ist es einen Versuch wert, Hand anzulegen – im Sinne von neuen Fördermöglichkeiten. Selbst seit den Erkenntnissen von Edward Snowden 2013 fand kein großes Umdenken statt. Es verschlüsseln weder mehr Menschen ihre E-Mails, noch hat es eine Massenflucht aus den sozialen Medien gegeben. Und es ist relativ unwahrscheinlich, dass sich das ändern wird. Es gibt so gut wie kein Entkommen. Dennoch gibt es aber vor allem Handlungsbedarf in der Vermittlung von Wissen in diesen Zusammenhängen. Aufrechterhalten ist meiner Meinung zu wenig. Es geht immer um Entwicklung.

Du gibst die Geschäftsführung ab und wechselst in den Vorstand. Welche Themen willst du in dieser neuen Rolle als nächstes bearbeiten/vorantreiben?

In der Rolle des Vorstands, in dem ich ja auch schon zuvor war, nehme ich mir vor, weiterhin so gut wie möglich unterstützend tätig zu sein. Bisher hatte ich eher zu viele Aufgaben zu bewältigen. Da bleibt auch etwas auf der Strecke. Die Veränderung, dass meine operative Tätigkeit bei servus.at jetzt in unterschiedliche Rollen aufgeteilt wurde, wird sich positiv auswirken, hoffe ich. Die Übergabe an ein neues Team ist ja erst mal gelungen, worüber ich mich freue. Generell muss der Vorstand in Zukunft aktiver werden. Das haben wir uns vorgenommen. Im nächsten Jahr werden wir mal eine Klausur planen, wo wir auch Mitglieder dazu einladen werden.

Schwarz-blau könnte uns bald wieder bevorstehen. Hast du einen guten Rat für mich?

Keine Angst haben.

Vorwärts in die Vergangenheit

Mit der Regierung Kurz-Strache wendet sich die Zweite Republik ihren Vorkriegswurzeln zu. Von *Erwin Riess.*

»Der zentrale Punkt ist, dass Migranten nicht in die EU gelangen sollen.«
Sebastian Kurz

Wenige Tage nach der Parlamentswahl, die mit einem Erdrutschsieg der ÖVP und einem Fünf-Prozent-Zuwachs der FPÖ auf 26% endete und beide Parteien in die Nähe der Zweidrittelmehrheit brachte, erklärte der ungarische Ministerpräsident Viktor Orbán in einer Rede in Budapest Ostmitteleuropa zur »migrantenfreien Zone«. Die EU und einige ihrer westlichen Mitgliedsstaaten seien von einem »Spekulantenimperium« in Geiselhaft genommen worden. Die mysteriöse Finanzmacht habe Europa »die jüngste Völkerwanderung, Millionen Migranten und die Invasion der neuen Einwanderer beschert«. Dunkle Mächte verfolgten einen sinistren Plan, das Ziel sei, aus Europa einen Kontinent mit gemischter Bevölkerung zu machen. Leider gebe es uneinsichtige Staaten, die die Zeichen der Zeit nicht erkannt hätten, so Orbán. Umso mehr freue er sich darüber, daß sich das österreichische Volk mit großer Mehrheit nunmehr in die visionäre Politik der Visegrád-Staaten Polen, Tschechien, Slowakei und Ungarn einreihe. Der ungarische Wirtschaftsstaatssekretär Balázs Rákosi fasste die Botschaft noch einmal zusammen: Da sich die politischen Ansichten der beiden Regierungschefs vor allem hinsichtlich der »Migration und der Rolle Mitteleuropas in der EU« sehr ähnelten, gehe Ungarn von einer engen Abstimmung mit der Regierung Kurz aus.

Während die Weltblätter nicht aufhören, die FPÖ als »far right« oder »rechtsradikal« zu beschreiben, finden die österreichischen Medien mittlerweile schon den verharmlosenden Begriff »rechtspopulistisch« als zu hart. Es gibt Ausnahmen: Hans Henning Scharsach, ein langjähriger Beobachter der FPÖ, weist nach, daß Bundesparteiobmann Strache und vier seiner fünf Stellvertreter sowie 20 von 33 Mitgliedern des Parteivorstands völkisch Korporierte sind. Auch werden sechs von neun Landesparteien von dieser Gruppe dominiert. Beim nominierten Verhandlungsteam und den Bereichssprechern für die offensichtlich schon von langer Hand vorbereitete VP-FP-Koalition sind ausnahmslos alle Nominierten Burschenschafter. Auch Anneliese Kitzmüller, die einzige Frau im FP-Verhandlungsteam, punktet mit einer einschlägigen Vergangenheit. Sie entstammt dem Milieu der Landsmannschaften, ist Mitglied gleich zweier Mädelschaften, sorgt für fremdenfeindliche und homophobe Äußerungen und erweist sich als profunde Kennerin der deutschen Sprache. In einer parlamentarischen Anfrage wollte sie wissen, wie viele Ausländerfratzen die »Kindergrippen« überschwemmen.

Ein rechtsextremer, demokratie- und verfassungsfeindlicher Akademikerklüngel habe die Freiheitliche Partei in Besitz genommen, so der FPÖ-Beobachter Scharsach, doch damit nicht genug, der penibel recherchierende Autor geht davon aus, daß die freiheitlichen Burschenschafter eine Ausweitung der Kampfzone anstreben. »Österreichs Burschenschaften, aus denen die schlimmsten Nazi-Verbrecher, die brutalsten politischen Gewaltverbrecher der Nachkriegszeit und zahlreiche rechtskräftig verurteilte Neonazis hervorgegangen sind, greifen nach der Macht im Staat.« Was übertrieben klingen mag, wird plausibel, wenn man weiß, daß sich aus der Zeit der ersten Schwarz-Blauen Koalition noch schockweise höhere Beamte im Wirtschafts-, Gesundheits- und Bildungsbereich breitmachen, vor allem bei Polizei und Heer verfügen die Blauen über eine erdrückende Majorität, einschlägige Gewerkschaftsorgane weisen blaue Zweidrittelmehrheiten auf. Es ist, als hätten die Freiheitlichen die Arbeiten Gramscis und Lenins zur Hegemonie- und Machtfrage studiert. Längst ist der staatliche Repressionsapparat dem Zugriff antifaschistischer Kräfte entzogen, nur wenige demokratiepolitische Brückenköpfe wie das »Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstands (DÖW)« können sich noch halten. Die Handvoll Wissenschaftler des DÖW wissen um ihren prekären Status.

Es verwundert nicht, daß es zwischen der FPÖ und den Identitären enge personelle und strukturelle Verknüpfungen gibt, sie wurzeln meist in denselben Burschenschaften. Die Schwarz-Blaue Regierung der Jahre (2000-2006) mit ihrem Voodoo-Mix aus Korruption, Privatisierung, völkischer Migrationspolitik, »Verschlankung« des Sozialstaats und EU-Feindschaft geht nun in die zweite Auflage, wobei nicht unerwähnt bleiben soll, daß die Rot-Schwarzen Regierungen der Jahre 2007 bis 2017 gute Vorarbeit geleistet haben und als eine Art Zwischenherrschaft innerhalb der Hegemonie eines antimodernen Blocks an der Macht verstanden werden kann. Neun Jahre nach Haiders Unfalltod – nicht nur in Burschenschafterkreisen als Anschlag des Mossad gehandelt – sind alle Spaltpilze und Splittergruppen wieder am Küchentisch der deutschnationalen Mutter vereint. Und siehe da, die noch weiter nach rechts gerückte FPÖ ist bei Wahlen ebenso stark wie Jörg Haider in seiner besten Zeit. In Kärnten wurde die FPÖ bei den Nationalratswahlen sogar zur stärksten Partei, jenem Kärnten, das von Haider und seinen größenwahnsinnigen Finanzlandesräten und Landesbankiers in den Bankrott geführt worden war und von der Republik, das heißt: den Steuerzahlern, gerettet werden musste. Kasnudeln und Todestrieb sind und bleiben die beiden Pole der Kärntner Realverfassung.

Sebastian Kurz wird aufgrund seiner Jugend mit Politstars wie Justin Trudeau in Kanada oder Emmanuel Macron in einem Namen genannt, doch das haben die beiden letzteren nicht verdient. Trudeau ist ein Liberaler mit gesellschaftspolitisch teils fortschrittlicher Agenda und Macron hat seine EU-freundliche Politik, die im Kern nichts anderes ist, als ein Versuch, der deutschen Suprematie zu widerstehen, *gegen* den rechtsextremen Front National durchgesetzt. Macron ist die Reaktion der französischen Bourgeoisie auf den Aufstieg Deutschlands, und es ist eine Antwort ohne den Rechtsextremismus. Sebastians Kurz' »Bewegung« ist die Antwort des österreichischen Bürgertums auf ein (noch) weltoffenes dominantes Deutschland und es ist eine Antwort, in der Rechtsextreme das Drehbuch schreiben. In den dreißiger Jahren bläute Dollfuß den Österreichern ein, sie seien die besseren Deutschen und hätten den besseren Faschismus. Nun ist es Sebastian Kurz, der den Deutschen erklärt, wie eine ordentliche Europapolitik auszusehen hat und wie die Migration (von Asyl redet er kaum) in der Festung Europa beschaffen sein muß. Die österreichische Bourgeoisie war immer faschismusaffin oder selbst faschistisch. In der politischen Charaktermaske Sebastian Kurz materialisieren sich die Interessen der österreichischen Eliten und diese schließen immer auch den am äußersten rechten Rand stehenden Partner mit ein. Macrons Determinanten sind antideutsch, EU-freundlich und antifaschistisch. Kurz segelt einen anderen Kurs, dessen Koordinaten heißen reaktionäres Mitteleuropa und Koalition *mit* der stärksten rechtsextremen Partei Europas. Die Israelitische Kultusgemeinde Österreichs pflegt seit jeher enge Beziehungen zur ÖVP, einer ihrer Mandatare wurde auch von Kurz in den Nationalrat geholt. Eine Woche nach der Wahl, als Kurz und Strache einander in der Öffentlichkeit mit persönlichen Sympathieerklärungen überschütteten und auch die letzten Träumer in Sozialdemokratie und Gewerkschaft einsehen mußten, daß die Wendekoalition beschlossene Sache ist, meldete sich die Kultusgemeinde mit einer klaren Botschaft: Keine Koalition mit Rechtsextremen!

Sebastian Kurz ist zwar an Jahren jung, aber an einschlägiger Tradition hundert Jahre alt. Mächtige Geschichtsfäden knüpfen ihn an die Politik der bürgerlich-bäuerlichen Blocks der späten zwanziger und dreißiger Jahre. Nach wie vor sind für das österreichische Bürgertum die Sozialdemokratie und die Gewerkschaften – unbeschadet deren Harmlosigkeit – der Hauptfeind; die Herren mit einem Schmiss im Weltbild aber sind keine Feinde, sie sind entweder Steigbügelhalter, wie in den Jahren 2000 bis 2006 oder Koalitionspartner auf Augenhöhe, wie dieses Mal. Die endgültige Vertreibung der Roten von den Schalthebeln der Macht war die Agenda des ÖVP-Chefs Schüssel in den Jahren 2000 und folgende. Obwohl nur halb vollbracht, war doch ein hoffnungsvoller Anfang gemacht. Die Fortsetzung folgt jetzt unter wesentlich besseren Bedingungen im Inneren wie im Äußeren. In Mitteleuropa war und ist es die Rolle rechter bürgerlicher Parteien, Nazis den Weg zu bereiten, zuerst in einer jahrelangen Latenzphase, dann, bei einem minder wichtigen Anlaßfall, mit sich überstürzender Wucht. Mit den Wahlen vom Oktober 2017 ist die Zweite Republik in diese Phase einer rechtsreaktionären Beschleunigung der Politik eingetreten; der kommende Aufprall zeichnet sich bereits am Horizont ab.

Im Wahlkampf forderte die FPÖ lautstark, Österreich möge sich aus den völkerrechtlich bindenden Verträgen der Europäischen Menschenrechtskonvention und der wichtigsten UN-Verträge zurückziehen und eine eigene Menschenrechtsstrategie nach ungarischem Vorbild konzipieren. Daß die Europäische Menschenrechtskonvention in Österreich im Verfassungsrang steht, stört die FPÖ nicht. Hämisch lächelnd verfolgt sie, wie der Chef der NEOS (sie erhielt 5,3 % der Stimmen), der Ex-ÖVPler Strolz, sich der rechtskonservativ-rechtsextremen Koalition andient und lauthals verkündet, er werde der neuen Koalition gern die notwendigen Stimmen für verfassungsändernde Vorhaben zur Verfügung stellen. Österreichs Liberale: über kurz oder lang küssen sie den Saum der Nazis. Den Wählerinnen und Wählern ist dieser Anschlag auf das zivilisatorische Fundament der antifaschistischen Zweiten Republik in großer Mehrheit egal. Schlimmer noch. Der Politologe Filzmeier geht davon aus, daß eine qualifizierte Mehrheit der lieben Landsleute die verhassten und von den Grünen bei jeder Gelegenheit wie eine Monstranz vor sich her getragenen Menschenrechte lieber heute als morgen auf den Müllhaufen der Geschichte werfen will. Auch das hat einen tieferen Grund: Wer sauren steirischen Jungwein, Zwiebelschmalzbrote und Andreas Gabalier als Fixpunkte der menschlichen Existenz betrachtet, der braucht kein Völkerrecht, das kommt von Fremden, sondern Heimatliebe samt dazugehörigen Ministerien.

Privatisierungen des noch vorhandenen unternehmerischen Staatsvermögens bei Post, Bahn, Telekom sowie im Gesundheits- und Pflegesektor ergänzen das Wendeprogramm. Die durchwegs mit korrupten und kriminellen Machinationen einhergegangenen Privatisierungen der Schüssel-Haider Ära sind heute noch nicht juristisch aufgearbeitet. Zentrale Protagonisten der damaligen Politmafiosi, unter ihnen der ehemalige Finanzminister Karl-Heinz Grasser und die gesamt Kärntner ÖVP-FPÖ Führung sitzen in Gefängnissen oder laufen mit elektronischen Fußfesseln herum.

Am österreichischen Nationalfeiertag kritisierte der Staatssekretär im ungarischen Außenministerium Levente Magyar, daß es zwischen Österreich und Ungarn nur alle zwanzig Kilometer einen Grenzübergang gebe, während in Westeuropa alle zwei bis vier Kilometer Übergänge zur Verfügung stünden. Des Weiteren beklagt Herr Magyar die als temporär eingerichteten Grenzkontrollen zu Ungarn, diese würden unter der Hand zu ständigen Kontrollen, was eine ernste Gefahr für das Schengen-Regime mit sich bringe. Österreich nahm sich den Rüffel zu Herzen und gab die Einrichtung von sechs neuen Grenzübergängen bekannt.

Vatikanische Hinterhalte

Erwin Riess' neuester Roman ist ein Thriller von brechtscher Gelehrsamkeit. Von *Franz Fend*.

Wer die Verlagsankündigung von Erwin Riess' jüngsten Roman »Herr Groll und die Stromschnellen des Tiber« liest, könnte meinen, es handle sich um ein Buch nach der Façon von Dan Brown: Verschwörungen von Klerikern auf höchster vatikanischer Ebene; historische religiöse Schriften, deren Veröffentlichung nicht weniger als einen dritten Weltkrieg zur Folge hätte; Auftragskiller, die auf Geheiß des hohen Klerus und dessen hochkriminellen Wirtschaftsfraktionen eine blutige Spur hinterlassen. Doch Brown will stets, auch wenn wir es bei ihm mit dunklen vatikanischen Mächten zu tun haben, die Religion retten, er will, dass die religiösen Kräfte des Lichts obsiegen.

Ganz anders bei Erwin Riess. Sein Protagonist, Groll, beantwortet die Gretchenfragen gleich auf der ersten Seite des Romans. Er sei religiös wie ein Windrad, das dreht sich im Kreis, produziert Strom und brauche dafür kein höheres Wesen. Höhere Wesen kenne er viele, was allerdings seiner Sitzposition im Rollstuhl geschuldet sei. Und als Angehöriger der niederen Stände, liege er mit den Herrschaften, die sich als höh're Wesen sehen, seit er denken könne im Streit. Zu dieser Haltung trägt wesentlich auch der »Ständige Ausschuss zur Klärung sämtlicher Welträtsel« bei, der im Binder-Heurigen in Wien Floridsdorf in Permanenz tagt.

Der Hass der Fürchtlinge

Dem »Ständigen Ausschuss« entstammt auch die politische und gesellschaftliche Einschätzung, wonach sich in Österreich eine epidemische Fremdenangst, zu einem Generalhass auf die Welt verdichtet habe. Angefeuert von den Medien und hofiert von den Botschaftern der »berechtigten Ängste« haben die virtuellen und praktischen Mordbrenner eine Hetzmasse gebildet, die Groll als die »Fürchtlinge« bezeichnet, welche einen einzigen Zweck haben, den wenigen Flüchtlingen die sich noch ins Land gewagt haben, an die Gurgel zu gehen und zu bejubeln, wenn ihnen die Unterstützung Woche für Woche zusammengestrichen wird. Dies sei allerdings nur ein Probebetrieb, den die Fangarme der Herrschenden sind längst schon nach der nächsten Gruppe ausgesteckt, diesmal österreichische Staatsbürger, allen voran behinderte Menschen.

Beim Binder-Heurigen in Floridsdorf nimmt die Geschichte, wie so oft in Riess' Büchern, seinen Ausgang. Groll nimmt den Auftrag einer »groß gewachsenen Dame im olivgrünen Kostüm«, die ihm von Beginn an seltsam vorkam, einen verschollenen Zögling des Malteserordens, ihren Sohn, zu finden, an. Mit von der Partie sind auch Grolls Freund, der Dozent, ein Privatgelehrter Hietzinger Provenienz. Der Kriminalsoziologe ist in eigener Mission unterwegs. Er wurde von einer polnischen Historikerin, die sich auf der Suche nach verschollenen genuinen Koran-Ausgaben aus jüdischen Schreibmanufakturen befindet, beigezogen. Der Dozent erliegt dabei keineswegs nur den wissenschaftlichen Meriten der Forscherin, sondern auch den erotischen Reizen der bekennenden Manichäerin.

Gerüttelt und doch nicht gebremst

Und selbstverständlich ist Josef III dabei, ein Rollstuhl der Schweizer Firma Küschall, welche denselben von einem klobigen Krankentransportgerät zu einem schnittigen Gefährt entwickelt hat. Ein Prototyp des Küschall Competition ist übrigens im New Yorker Museum of Modern Art ausgestellt und ist in seiner Schönheit und Dynamik durchaus mit einem Rennrad von Tommasini oder Pinarello vergleichbar. Josef III ist im wahrsten Sinne des Wortes der Gefährte von Groll, denn ohne ihn wären die abenteuerlichen Ermittlungsreisen von vornherein zum Scheitern verurteilt. Das Reisen ist, wie in vielen andern Büchern von Riess, auch hier ein zentrales Motiv. Doch bei Riess ist das Reisen keineswegs eine transzendete Angelegenheit wie bei vielen anderen Reiseschriftstellern, etwa bei Chatwin oder Theroux, bei Riess, hat es einen manifesten materialistischen Hintergrund. Es geht immer auch um die Behinderungen, welchen Rollstuhlfahrer beim Vorwärtskommen ausgesetzt sind. Wenn das Sein das Bewusstsein bestimmt, dann macht das was mit dem Fahrer, wenn er etwa auf Kieswegen in Weingütern oder auf historischen Kopfsteinpflastern in Rom unterwegs ist. Im Falle des Protagonisten Groll könnte man sagen: Wird der Körper durchgerüttelt, wird das Bewusstsein wachgerüttelt.

Die Geschäfte der Kardinäle

Grolls Reise nach Rom, die er zum größten Teil ohne seinen Assistenten (der seiner Polin entgegengeeilt ist), bewältigen muss, wird nicht nur von widrigen Wegbedingungen behindert. Im friulischen Rocca Bernarda, hofft er eine Spur des verschollenen Maltesers Markus aufnehmen zu können. Doch er findet den Freund und Informanten erdrosselt vor. Hier bereits sieht man, dass Groll in eine Geschichte geraten ist, die seinen Ermittlungsauftrag bei weitem übersteigt. Er ist mitten in die Auseinandersetzung zwischen hochkriminellen kirchlichen Geschäftemachern, die im Vatikan die Macht übernommen haben und einer kleinen päpstlichen Eingreiftruppe, welche den Machenschaften ein Ende bereiten will, geraten. Die Avantgarde der Kapitalfraktion stellt der Malteserorden dar. Nicht verwunderlich, dass die Mafia Kapitale ebenfalls ihre Finger im Spiel hat. Während ein Teil davon jedoch auf Seite des Malteser Ordens steht, erhoffen andere wiederum sich bessere Geschäfte mit den neuen vatikanischen Kräften. Dass Groll diese Geschichte, bei der er mehrmals existenziell in Bedrängnis geraten ist, einigermaßen unbeschadet überstanden hat, verdankt er der Hilfe, des Lebenskünstlers Ezechiel Heavensgate, der, wie sich später herausstellt, ein Mann von Mister Giordano ist, des New Yorker Freundes von Groll, der über gute Kontakte zu gewissen römischen Familien verfügt.

Erwin Riess hat neuerlich einen Roman vorgelegt, der über sämtliche Ingredienzien eines Top-Thrillers verfügt. Doch es wäre nicht Riess, wäre dieser nicht eingebettet in eine unglaubliche Fülle historischer, politischer und kultureller Zusammenhänge, die er mit einer Leichtigkeit in die Handlung einflicht, die verblüfft. Das und der sarkastische Blick auf die Zumutungen die der Kapitalismus für die Mehrheit bereithält, der unbestechliche Witz, machen das Buch zu einem gelehrsamen Roman im besten Brechtschen Sinne.

Buchpräsentation: Donnerstag, 7. Dezember, 19 Uhr, Melicharstraße 8

Erwin Riess: Herr Groll und die Stromschnellen des Tiber
Otto Müller Verlag, Salzburg 2017, 314 Seiten, 22 Euro.

Franz Fend liest und arbeitet in Linz.

Geschichtsballast und die unglaublichen 0,7 %

Nun ist es, wenn auch nicht neu, immerhin offiziell. Österreich wählt rechts, und zwar mehrheitlich. Von *Mladen Savić.*

»Man muss das Volk vor sich selbst erschrecken lehren, um ihm Courage zu machen.« Karl Marx

Dem Ausland ist dieser Rechtsruck aufgefallen – damals schon beim präsidentiellen Kornblumenkandidaten und dessen schamloser NSDAP-Symbolik. Nur die heimische Öffentlichkeit geniert sich kein bisschen. Stattdessen, so scheint es, sehnt sie sich nach einer anachronistischen Volksgemeinschaft, nach mehr Deutsch und weniger Multikulti. Nichts ist ihr peinlich, auch kein Extremismus der Mitte, der genau darin Gestalt annimmt: in Härte, Hass und Hetze. Statusängste lassen ihr Denken in Kategorien von Blut und Boden, ein Denken nach Abstammungseinheit und Landeszugehörigkeit, neuerlich normal erscheinen. Woher man kommt, bestimmt plötzlich, wohin man gehen darf, insbesondere für Flüchtlinge. Überhaupt wird Freiheit kaum noch menschlich, sondern vorab rechtlich verstanden, außer im Fall der verfassungsmäßig verankerten Menschenrechtskonvention, denn da wiederum neigt die rechte Wählerschaft zur Rechtsenthebung, kurz, zu Gesetzlosigkeit und Willkür.

Die österreichischen Zustände befinden sich unter jeglichem Niveau und insoweit im Trend der Zeit. Der derbe, strenge, raue Ton der Tagespolitik dreht ständig seine Runde, aber in einer selbstinszenierten Erregtheit, die andere allemal erschrecken mag. Europa selbst, längst Festung nach innen wie nach außen, rückt nach rechts. Die Verinnerlichung übergeordneter Mächte im Leben ist hier weitgehend abgeschlossen, im zivilgesellschaftlichen Aktivismus nicht minder als in der rechten Scheinmobilisierung gegen das Establishment. Die ganze weiße Welt, von Australien bis Angloamerika, tickt soziopolitisch rechts. Daran lässt sich schwerlich rütteln. Das heißt, dass die weitgehend machtlosen Massen kein Problem mehr haben mit Fremdenfeindlichkeit und Führerfantasien, mit Marktvorgaben und Machtkonzentration, mit systemkonformen Mythen und Autoritäten. Im Gegenteil, die meisten meinen weiterhin, globale Einbahnen doch noch zu nationalen Pfaden ausstampfen zu können, und geben daher auf jede soziale Frage eine ethnische Antwort. Dass die Massenmedien dabei als Meinungsmacher und Mitschuldige auftreten, steht im Raum wie ein Mief, den man überall riechen, aber nicht sehen kann.

Auch in der Alpenrepublik also wünscht man sich überschaubare Verhältnisse und sozusagen einen Triumph des Willens, starke Männer und schnelle Lösungen – konsumtiv, nein, kindisch gedacht: Kapitalismus ohne Kehrseiten und Konsequenzen. Der Verdruss mit dem Politikgeschäft, sprich, mit seiner bürokratischen Undurchsichtigkeit, Unbeweglichkeit und systemischen Flickschusterei, ist immens. Die Politik, durch ihre Kollaboration zwischen Staat und Kapital, Regierung und Banken, hält ja notorisch nicht, was sie verspricht. Ihre uneingelösten Versprechen sind, zumindest in ihren Augen, allenfalls Kavaliersdelikte. Darum schielen die Menschen mit ihren Hoffnungen, übrigens wie bei allen falschen Übertragungen, auf Ausweichmöglichkeiten ohne viel Aufwand, auf flotte Flucht vor der Wirklichkeit und auf erstmals schmerzlose Ersatzobjekte. Politisch setzen sie auf institutionell geduldete Ideen und herrschaftstechnisch genehme Illusionen, auf Sonnyboys der Oberschicht und reiche Pseudorebellen, die allerlei Veränderungen ankündigen, um dann, wie gehabt, den Sesseltausch der Macht zu vollziehen. Diese schizoide Massenhaltung innerhalb der Formaldemokratie, dass Schafe sich ihre Leitwölfe selber wählen und ungeduldig auf das politische Diner warten, bei dem sie ökonomisch verspeist werden, tut fast schon weh, vor allem denen, die ungern in der Herde leben.

Die kommende rechte Regierung hat in Oberösterreich, wo sie ein Pilotprojekt ihrer Zusammenarbeit betreibt, seit geraumer Zeit begonnen, den Kahlschlag von Sozialleistungen und Kulturförderungen in die Tat umzusetzen. Exempel werden statuiert und vollendete Tatsachen geschaffen. Daran wird, bei aller Sympathie, auch die neu eröffnete »Schule des Ungehorsams« in der Linzer Tabakfabrik nichts ändern. Die Rechten und ihre burschenschaftliche Akademikermischpoche kehren Schritt für Schritt, aber in zeitgerechter Camouflage zu ihren weltanschaulichen Wurzeln zurück. Mit anderen Worten, der ideologische Angriff auf die Arbeiterkammer seitens der frischen Personalunion FPÖVP passt perfekt ins Schema: Gewerkschaften und Arbeitsrechte müssten weg, so oder so, und die Staatsgrenzen wären für Schutzsuchende auf der Flucht restlos zu schließen. Die Mehrheit ist damit einverstanden. Der zivilisatorische Rückfall dieser Wahlhaltung wird allerdings nicht als solcher wahrgenommen. Zum Teil hängt es mit einer verbreiteten ökonomischen und geopolitischen Ignoranz zusammen. Fragen über Fragen: Wie können die Massen der Lohnabhängigen nur eine Fremdidentität bezüglich ihrer eigenen Interessen annehmen? Hat die mediale Eliminierung gesellschaftlicher Alternativen sie in den Fatalismus eines pyramidalen Lebenskonzepts getrieben? Erleben sie die Sachzwänge der Profitmacherei und des Erwerbszwangs letztendlich als eine Art Naturgesetz? Glauben sie wirklich, es gäbe keine Monopolisierung, keine Kriegswirtschaft, keinen Imperialismus mehr? Wissen sie denn nicht, dass den Flüchtlingswellen eine Zerstörung ihrer Regionen, Städte, Schulen und Häuser vorangegangen ist? Leistungsdenken und Wirtschaftsegoismus haben konsequent den Blick zu einem Korridor verengt, an dessen Ende die allgemeine Entsolidarisierung wartet.

Auch der klassische, linke Hinweis auf ein »falsches Bewusstsein« bleibt in dieser Hinsicht mehr Beschreibung als Erklärung, leider. Handelt es sich vielleicht um einen kulturellen Futterneid? Wo wäre, massenpsychologisch gesprochen, der eigentliche Deprivationsmoment?! Nicht einmal, wenn man alles zusammenzählte – sagen wir: den Analphabetismus fast einer Million Einwohner nebst rasanter Technologisierung, die imperiale Vergangenheit des kaiserlichen Österreichs und eines knapp zwölfjährigen Tausendjährigen Reichs mit Drang nach Osten, den germanischen Katholizismus samt unerbittlicher Gegenreformation, den provinziellen Nationalismus der Berge und Täler sowie die neoliberale Sozialpartnerschaft und Bankokratie europaweit –, nicht einmal dann könnte man mühelos erklären, warum man hierzulande, in einem kleinen Land großer Komplexe, seine Identität offenbar rechts sucht, wo die Mitte wohnt. Diejenigen, die nun um ihre materiellen Privilegien fürchten, deuten diesen möglichen Verlust als eine unverdiente Entrechtung, als eine Art Strafe und Anlass, die eine oder andere rechte Partei zu wählen, zwecks autoritärem Arrangement. Selbstverständlich ist ihnen in so einem Fall egal, dass die Volkspartei eine austrofaschistische und die sogenannten Freiheitlichen eine nationalsozialistische Vergangenheit haben. Sie wissen es zweifellos, und insgeheim ist ihnen jede Ähnlichkeit und auch jedes Mittel recht. Ihr Nationalstolz macht sie wörtlich zu nützlichen Idioten für ihre nationale Bourgeoisie. Was sie hingegen definitiv nicht wissen, ist, wie Ernest Gellner betont hat, dass es der Nationalismus selbst sei, »der die Nationen hervorbringt, und nicht umgekehrt«, oder, wie Eric Hobsbawm das Ganze benennt, dass es dabei um »erfundene Traditionen« geht, so authentisch wie das Lederhosenfest im Wiener Prater, nützlich allein zum Bierverkauf in Strömen und nebenher zur Regermanisierung des Volksbewusstseins. Zuwanderung und Mindestsicherung sind, wie gesagt, im Fokus des Wahlkampfes der beiden siegreichen, rechten Lager gestanden und haben diesen in ungeahnte Höhen geistiger Niedrigkeit gepeitscht. Nach allen Regeln der Marketingkunst und dabei im Übermaß hat man den Fremden und den Armen zunächst »Sozialmissbrauch« unterstellt. Diese würden sich, so der blau-türkise Grundtenor, an der Allgemeinheit bereichern – bei unglaublichen 0,7 % des für sie aufgewendeten, gesamtstaatlichen Sozialbudgets. Wunderlicher Weise hat diese Unverhältnismäßigkeit im Urteil für einen Wahlsieg dennoch gereicht und die Info sich im Wahlkampf irgendwie verdünnt und verlaufen. Großbetriebe wie KTM, Zara, BASF, Amazon, OMV, Starbucks, IKEA, Telekom Austria und Konsorten werden jedenfalls von den Wahlberechtigten nicht desselben Vergehens beschuldigt. Die ebenso dreiste wie legale Steuervermeidung und, mehr noch, die parallele Steuerflucht in Millionenhöhe regt niemanden im Land so sehr auf, dass daraus eine gesellschaftliche Debatte entstehen könnte über die penible Praxis eines – Pardon! – Klassenkampfs von oben. Bereits der Begriff, ursprünglich aus der Linken und jetzt etwas verwaist, löst Denkblockaden aus und bezeugt dadurch, wie beeinflusst man allerorts vom Mantra des Marktes sein muss. Zu tief sitzt der Antikommunismus, laut Thomas Mann »Grundtorheit des 20. Jahrhunderts«, der jahrzehntelang unausgesetzt Erziehungs- und Überzeugungsarbeit geleistet hat, bis heute, und morgen wahrscheinlich immer noch. Demzufolge seien die Reichen an der Macht prinzipiell gut und die Armen auch ohne Macht schlecht, unter Umständen gefährlich und darum ohnehin verdächtig. Und aus ebendiesem Grund, denn nichts davon ist Zufall, hat sich der antifaschistische Konsens nach und nach verflüchtigt. Ergo die rechte Schwerpunktsetzung: Nation vor Menschheit, Elite vor Masse, Eigentum vor Person, Recht vor Gerechtigkeit, Unrecht im Gesetz, Kraft vor Klugheit, Macht über alles.

Abseits seiner demokratischen Lippenbekenntnisse hat der Staatsapparat lange genug einen solchen Geist genährt, erprobt und in die Wege geleitet. Allein, aus seinem Funktionsprinzip ist ein Ungeist erwachsen, einer wie folgt: Wer sich beugt und anpasst, wird verschont, doch wer sich beschwert oder gar wehrt, wird untergehen. So funktioniert jede hierarchische Gesellschaft, auch eine demokratische mit linker Wählerschaft etwa. Insoweit haftet der rechten Gesinnung eine gewisse Stimmigkeit an, das Bestehende in all seiner Falschheit zu bejahen, indem man es bis zum bitteren Ende verfolgt, am besten in menschenfeindlicher Reinform. Was bleibt, sind kalte Staatsräson und hitziger Nationalmythos, abgegriffener Personenkult und mehrheitstaugliche Heuchelei, kurz, lauter leere Hinweise auf irgendwelche Werte, die auch noch christlich sein sollen und demokratisch obendrein. Derweil tummeln sich die Mittelmeerleichen an der europäischen Peripherie und die Arbeits- und Mittellosen vor den Arbeitsämtern und schäbigen Notquartieren. Unter vielen Wählerinnen und Wählern hat sich anscheinend noch nicht herumgesprochen, dass es auf dem Planeten Erde eine gemeinsame Spezies namens Mensch gibt, die alle Ecken und Enden der Welt bewohnt und seinerseits leben will, meistens ohne Genehmigung.

Mladen Savić ist Philosoph, Essayist, Mitglied des österreichischen PEN-Clubs. In diesem Jahr ist sein Buch »Feuer am Dach. Essays, Reflexionen, Polemiken« bei Drava erschienen.

Was tun? Die fünf Säulen linker Popularität

Aylin Aichberger hat den Dichter, Essayisten, Cartoonisten und Gesellschaftskritiker Richard Schuberth per E-Mail zu Populismus, zu den Widersprüchen der aktuellen Linken und seinen »Visionen« linker Politik befragt, bzw. wie sich linke Positionen besser verkaufen ließen und trotzdem unverkäuflich blieben.

Richard, du hast dich als Linker oft kritisch mit der Linken befasst. Ein häufiger Vorwurf innerhalb dieser lautet, dass die Rechte stark zusammensteht, während sie zersplittert sei.

Das liegt in der Natur der Sache. Es gibt meines Wissens keine rechten Denkschulen, die im Streit miteinander liegen, ob die Kalmücken, die Zulus, die Schwulen, die da oben, die sich's richten, oder die Kommunisten die größte Bedrohung des Volkes sind. Da die rechtspopulistische Wahrnehmung affektiv und projektiv ist, kommen sich Inhalte nicht so leicht in die Quere. Dort aber wo differenziert und analysiert wird, gibt es Dissens. Und das sollte durch keinen Parteienzwang behindert werden. Der ökonomische Grundwiderspruch zwischen Kapital und Arbeit muss aber das linke Hauptanliegen bleiben. Gesellschaftliche Liberalität, also Feminismus, Antirassismus, LGBT, Kunst, Bildung, die kritische Vernunft – das wäre der wichtigste Coup –, sollte aus ihrer liberalen Geiselhaft befreit und wieder für den sozialen Kampf gewonnen werden.

Europa rückt nach rechts. Sollen Linke zivilisatorische Allianzen mit Konservativen und Liberalen bilden?

Es ist eines, mit ihnen aus taktischer Notwendigkeit ins Bett zu gehen, ein anderes, sich in sie zu verlieben. Hier plädiere ich für vorgetäuschte Orgasmen. Der Rechtsruck in Europa war vorhersehbar. Er war unmittelbares Resultat des neoliberalen Totalitarismus, der durch keine gesellschaftliche Gegenkraft behindert wurde. Die Brandstifter, die den Faschismus befeuerten, bieten sich jetzt nicht nur als Feuerwehr an, sondern als Wahrer einer offenen Gesellschaft, eines in Anbetracht der rechten Bedrohung verklärten Status quo ante. Sie haben ihre Verachtung der unteren Klassen mit fortschrittlichen Diskursen bemänteln können. Und Linke fallen reihenweise darauf herein. Weil diese Linke eben oft auch Kinder des Mittelstandes sind, schaffen sie es mitunter zu nicht mehr als einem moralischen Weltbild. Und können sich jetzt gutes Gewissen zu ihren sozialen Dünkeln machen. Mit der Gewissheit, dass die Prolos da unten ohnehin nur Nazi-Abschaum seien.

Das klingt fast so, als würdest du einem linken Populismus das Wort reden, den du in einigen deiner Texte ja vehement ablehnst. Wie elitär darf man sein?

Es ist eine der größten Heucheleien, die Früchte seines Denkens zu verstecken. Erst die Rücksicht auf die Gedankenlosen ist arrogant, weil sie das intellektuelle Gefälle naturalisiert. Wer ständig beteuern muss, sich nicht überlegen zu fühlen, gibt es zu. Denken ist nicht Luxus der Bildungseliten, sondern Notwendigkeit und Pflicht eines jeden Menschen. Zwar darf sich eine Linke, wie ich sie will, keinen Nanometer dem Populismus nähern, andererseits darf sie auch nicht in die selbst populistische Arroganz der Mittelstandsliberalen verfallen, die Dummheit und Irrationalität der Massen zu monieren.

Muss man also doch die Sorgen der einfachen Menschen ernst nehmen?

Weder die der einfachen noch der nicht einfachen Menschen. Schon allein die Kategorie »einfacher Mensch« sagt mehr über die Möchtegernkomplizierten aus als über diese. Die Liberalen, die den Massen gerne Ressentiment und Dummheit konzedieren, sehen weder ihre eigene Dummheit noch den rationalen Kern des rechtspopulistischen Protests. Die Verachtung gegen die da oben, die nur »g'scheit reden können«, gegen die liberale Vernunft spürt die Verlogenheit dieses Vernunftanspruchs, der die Umverteilung deckt bzw. nichts gegen sie in der Hand hat. Dass diese Menschen ihren Protest nur emotional artikulieren können, trennt sie aber nicht im Geringsten von denen, die in der liberalen Mitte einen Hort von Vernunft und Zivilisation glauben. Das linksliberale Verhältnis zu den Hauptaktionären der europäischen Werte ist genauso emotional und projektiv, und leitet sich selbst bloß von Feeling her, von dem Feeling der zivilisierten Ausgewogenheit, des besseren Arguments, das aber in der Realität ausbleibt. Die liberalen Werte gemäßigter Vernunft sind längst von einer Ökonomie gekidnappt worden, die mindestens so irrational ist wie der Glaube an Chemtrails und die liberale Zivilisation gegen die Wand fährt.

Aber rechte Stimmen sind nicht unbedingt antikapitalistische Proteststimmen. Hältst du das Wählen von völkischen Führern, die ihre Wähler ökonomisch noch mehr erniedrigen, nicht für dumm?

Doch, unvorstellbar dumm. Ein dummer Romantizismus will die Plebejer klüger machen, als sie sind. Konsequente Kritik muss aber auch denen, die sich für klüger halten, exakt vorrechnen, wie dumm sie wirklich sind. Wir alle sind Kinder derselben Verblendungszusammenhänge. Wir teilen mit den Rechtswählern dieselben kognitiven Verzerrungen, unser aller gesellschaftliche Wahrnehmung ist seit 100 Jahren oder mehr kulturindustriell präformiert. Nur ein Presslufthammer der kritischen Vernunft könnte durch die tausenden Plaqueschichten zu einem intellegiblen Subjektkern vordringen. Wir alle sind von klein auf durch dieselben Waren- und Kulturfetische, denselben empfindlichen, nach Bestätigung und Likes gierenden Narzissmus geprägt. Das projektiv-emotionale Verhältnis zu Helene Fischer hat keine andere Struktur als das zu Nick Cave und Leonard Cohen, und gleicht auch der personalisierenden und psychologisierenden Wahrnehmung von Politik und ihren Charaktermasken, den Kandidaten, die sich alle fünf Jahre ihre Kreuzchen holen. Aufklärung bedeutet auch schonungsloses Durchschauen davon, was uns Linke mit dem Rest der Gesellschaft verbindet: Emotionalisierung, Gemeinschaftsvergötzung statt Sozialismus, Fokussierung auf die Reichen statt Antikapitalismus, Dämonisierung der Finanzwirtschaft zugunsten des schaffenden nationalen Kapitals, als Israelkritik getarnter Antisemitismus, Sozialromantik, die Moralisierung von Diskursen, Unterwerfung unter Popstars und charismatische Einzelmenschen, völlige Unfähigkeit zu dialektischem Denken, ein kulturalistischer Anti-Amerikanismus, ein postkolonial verbrämter Kulturrelativismus, Parteinahme für Putin als pathologische Vermischung von Sowjetnostalgie und Slawophilie oder für Assad und Iran als Antiimperialismus, latente Intellektuellenverachtung und ein lachhafter Cheerleader-Aktionismus, der meint, jetzt sei Schluss mit zu viel selbstherrlichem Denken, jetzt müsse endlich gehandelt werden, und dieses Handeln besteht dann in ganz viel Liken, Vernetzen, Bauchpinseln und digitalem Absondern der ewig selben

Gesinnungsslogans. Am unerträglichsten diese neopuritanische Witzlosigkeit und dieses Pathos der richtigen Gesinnung.
Und wenn dann Linke noch dazu auf Macron, Kern, Clinton oder Merkel reinfallen als Jeanne d'Arcs des antirechten Widerstandes, wenn sie sich vom neoliberalen Godzilla die Rettung vorm rechten Wolf erwarten, nur weil jener ein T-Shirt trägt, wo draufsteht: I luv Civilization, in der Rechten mit Immanuel Kant wachelt, in der Linken mit Eintrittskarten zu Amanda Palmer und einem Gesetzesentwurf zur Homo-Ehe, und mit seinem schweren Schwanz dennoch ganz Außer- und Rand-Europa zertrümmert, dann haben sie jegliches Recht auf Überlegenheit gegenüber den Rechten verspielt. Fäkalien in der Senkgrube sind kein besonders überraschender Anblick, aber nur eines dieser braunen Trümmerln versaut die gesamte Vanillesauce der kritischen Vernunft. Richtige linke Haltung verspottet die Lifestyle-Liberalen, ohne vor den Ressentiments der Abgehängten zu Kreuze zu kriechen. Man erhebt die Gebückten, aber man macht nicht den Buckel, um mit ihnen auf gleicher Augenhöhe zu bleiben. Das gebückte Gehen ist nicht Accessoire plebejischer Kultur, sondern Deformation durch Herrschaft. Das ist der Unterschied zwischen Politik fürs Volk und Populismus.

Gekonnt kritisieren ist, wie wir wissen, tausendmal schwieriger als konstruktive Lösungen zu entwerfen. Aber nehmen wir mal an, du begibst dich in diese Niederungen, wie müsste eine linke Partei oder Bewegung aussehen? Hattest du je konkrete Vorstellungen dazu?

Danke, dass du das so siehst. Das hätte fast von mir sein können. Ich gebe zu, ich mache gerne kaputt. Aber wenn man diese Neigung besitzt, und trotzdem ein guter Mensch sein will, stellt man sie am besten in den Dienst einer guten Sache. Ich lasse meine geistige Abrissbirne am liebsten gegen Gefängnismauern donnern, aber siehe da: Die Insassen bewerfen mich mit den Blechnäpfen aus der Gefängniskantine, weil sie glauben, ich wolle sie obdachlos machen. Auch das ist verständlich …
Doch, doch, ich habe sehr konkrete Vorstellungen von einer linken Superpartei. Jeder Mensch von Verstand weiß, dass unsere Gesellschaft gar nicht postdemokratisch ist, sondern sich ihr undemokratischer Charakter bloß bis zur Kenntlichkeit verstärkt hat. Für Adam Smith, der nachweislich kein Populist war, stand außer Zweifel, dass Regierungen die Funktion haben, das Privateigentum zu schützen. Für die Besitzstandswahrer gibt es zwei Möglichkeiten: totalitäre Herrschaft oder Scheindemokratie mit möglichst demokratieunfähigen, passiven Subjekten. Diese Demokratie ist eine Babuschka aus unzähligen ineinander verschachtelten Potjemkin'schen Demokratiefassaden. In die aber jederzeit echte Demokratie einziehen könnte. Die Scheindemokratie ist also ein Tabu, das man nicht brechen darf, weil sonst die Gegenseite flugs zu diktatorischen Maßnahmen greifen könnte. Deshalb müssen wir brav und konstruktiv dem Kaiser Modetipps für neue Kleider geben, bloß um seine Blöße irgendwann mit der schönsten Robe zu bedecken, um die Gesellschaft also in echte Demokratie zurückzuführen, falls es die je gegeben hat. Da die Chancen doch gering stehen, dass uns die kurdischen Frauenbrigaden der YPG befreien, müssen wir die Drecksarbeit wohl selber machen. Mein nicht unbescheidenes Konzept bedarf vieler Paradoxa, doppelter Buchführungen und machiavellistischer Finten. Demagogie und gramscianisches Erreichen von Hegemonien – ja. Aber kein Populismus.

Was meinst du mit Populismus?

In der gängigen Vorstellung ist Populismus das Anbieten einfacher Lösungen für komplexe Probleme, Politik durch Emotionalisierung. Er mobilisiert diffuse Ängste und fokussiert sie auf klar umrissene Feindbilder. Das ist alles richtig, aber greift trotzdem zu kurz. Man könnte auch die Verkomplizierung recht einfacher Probleme als gewendeten Populismus bezeichnen. Ich halte viele intellektuelle Nebelgranaten der Postmoderne für populistisch. Andere Theorien, die oberflächlich der Postmoderne zugeordnet werden, sind allerdings gut geeignet, gesellschaftliche Komplexität zu analysieren. Man kann sagen, dass postmoderne Soziologie ideologisch dazu beitrug, den Klassencharakter zu verschleiern und in einen Rattenschwanz an Subdiskursen ohne verbindlichen Wahrheitsanspruch aufzulösen.
Andererseits ist es tatsächlich einer der neoliberalen Geniestreiche, die Grenze zwischen Ausbeuter und Ausgebeuteten, zwischen Freiheit und Heteronomie – per Selbstoptimierung individualisiert zu haben. Eine paradoxe Situation. Einerseits existieren traditionelle Klassenantagonismen weiter, daneben aber und diese überschneidend Heere von Aktionären und Franchisenehmern der liberalen Selbstzurichtung als ihres eigenen Unglücks Schmied. Die Macht und die Klassengrenze sind mitunter in die Individuen ausgelagert. Dieses freie Unternehmer-Proletariat hat dann Probleme, seine Frustrationen an einer konkreten Ausbeuterklasse auszulassen. Das führt zur dankbaren Annahme essenzialisierter Feindgruppen. Fremde, die Eliten, die Reichen. Es ist kein Geheimnis und auch nicht verwunderlich, dass populistische Parteien mehr vom Mittelstand als von den wirklich Abgehängten gewählt werden. Das Problem am Hass gegenüber den Reichen ist, dass er meist das Richtige fokussiert, aber nicht wirklich zum Verständnis kapitalistischer Dynamik beiträgt. Er ist strukturell immer näher beim Antisemitismus als bei konsequenter Kapitalismuskritik. Das betrifft auch weite Teile der Linken. Ich kenne nicht wenige Leute, die können sich die rechte Verirrung nur durch eine moralische Pathologisierung der Wähler vorstellen, und inthronisieren sich selbst damit zur ethischen und psychischen Norm. Man erträgt den FPÖ-Wähler mehr, wenn man ihn als Bösewicht vorstellt. Blöd nur, wenn der sich als liebenswürdiger Mensch erweist. Darum falle ich vor tiefer Ehrfurcht auf die Knie und schütte mich in kathartischen Lachkrämpfen vor Filmen, welche Nazis und Mitläufer als nette und psychisch stabile Menschen darstellen: verantwortungsvolle Eltern, hilfsbereite Nachbarn. Bessere Aufklärung kann man sich gar nicht denken, weil ich weiß, wie viele Linke dadurch entsetzt und verwirrt werden. Und zu simples kritisches Bewusstsein und doofe Psychologisierungen müssen nun halt mit sadistischster Grausamkeit gefoppt werden, denn sie befinden sich in gefährlicher Nähe dessen, wogegen sie zu kämpfen glauben.
Ich glaube, dass Populismus immer einen Alleinvertretungsanspruch für die gesamte Gesellschaft stellt. Und er will das künstliche Wir durch Opposition zu essenzialisierten Kollektiven naturalisieren. Populismus kann aber auch ein irregeleiteter Protest gegen die neoliberale Hegemonie sein. Diese verkompliziert die gesellschaftlichen Verhältnisse, um von ihrem Ziel, der totalen Herrschaft des Kapitals, abzulenken. Der Populismus simplifiziert sie aus demselben Grund. Linker Politik käme es zu, das falsch Vereinfachte und das falsch Verkomplizierte voneinander zu scheiden.
Bei meinem Modell ginge es um reine PR, um Hegemonien, weniger um Sachpolitik. Das haben wir diesem verflixten Demokratiespiel zu verdanken. Obwohl ich mein Modell nicht als Populismus bezeichnen würde, muss es sich leider aller Idiotien der Kulturindustrie und des Pop bedienen, zugleich aber deren denkbar radikalste Kritik hochhalten. Diese Bewegung muss die ruchlosesten Doppelagenten aller Zeiten hervorbringen. Sie müssen so unkorrumpierbar der Humanität verpflichtet sein, dass sie keine einzige Sekunde auf den Gefühlsquatsch hereinfallen, den die infizierten Menschen als menschlich ansehen.
Der radikale materielle Umbau der Gesellschaft gelänge nur durch eine Revolution. Dafür besteht aber im Augenblick kein Rückhalt in der Bevölkerung. Niemand würde die von der Polizei getöteten Kader einer Putschpartei als Märtyrer betrauern. Im Gegenteil. Durch die Straßen geschleift würden sie. Somit geht es darum, mit den Spielregeln der Demokratie Mehrheiten zu schaffen. Dafür muss man tief in die Scheiße greifen, der Unterschied zum Linkspopulismus wird sein, nicht zur Scheiße zu werden.
Also, meine linke Bewegung ist auf fünf Säulen gebaut. Die erste Säule ist die ***Realpolitik***, unmittelbares kommunales Engagement und selbstlose Bürgerarbeit. Modell KPÖ Graz. Aktivisten, die für die Leute da sind, ihre Sprache sprechen, aber nicht ihre Sprüche klopfen. Sie müssen Verbindlichkeit und Prinzipientreue ausstrahlen. Bevor die linken Inhalte durchsickern, muss die echte oder gespielte Authentizität dieser Basisarbeiter wirken. Sie müssten den Mut haben, dem »kleinen Mann« ins Gesicht zu sagen, dass der sich seinen Rassismus in den Arsch stecken kann, aber ihm jederzeit dabei beistehen, sich nicht mehr klein zu fühlen. Das wirkt mehr als die paternalistische Herablassung der Linksliberalen oder die soziologischen Wahnbilder der bürgerlichen Sozialromantiker mit ihrem Proletkult.
Die nächste Säule ist die ***Geistigkeit***. Im Augenblick laufen Linke und Linksliberale in ihrer Panik vor den Rechten dem liberalen Konsens der Mitte in die Arme. Das ist fatal. Die Linke muss sich wieder ihre Rolle als legitime Erbin der Aufklärung erkämpfen. Dazu muss sie ihren Antiintellektualismus ausmerzen und aufhören, Proletarier zu beleidigen, indem sie auf Prolo macht, und Außenseiter fremder Kulturen zu verraten, indem sie die Folklore von deren Verfolgern vergötzt. Sie muss dieser riesigen machtgestützten intellektuellen Mitte, den seriösen Funktionalzombies der kapitalistischen Normalität das Wasser abgraben, deren Funktion von »FAZ« bis zu Robert Misik darin besteht, das Erkennen des wahren Ausmaßes des ökonomischen Horrors als naiv, radikal, weltfremd oder Rückfall in die großen Erzählungen abzutun. Dabei sind solche liberalen Füchse wie Ließmann dem intellektuellen Personal der Linken ja leider wirklich überlegen. Solange dieses nur ideologische Phrasen oder moralische Gesinnungsejakulate absondert, werden die Hofprofessoren des Marktes zu Recht auf es runterschauen. Deren Blasiertheit ist aber meist nicht inhaltlich, sondern nur durch ihre Positionen gedeckt. Das Zentrum der Diskurse muss nach links wandern, Alpbach wieder das Bauerndorf werden, das es seit eh und je war. Die Nickelbrillenträger der »Standard«- und Burgtheater-Podiumsdiskussionen müssen wirklich Schiss haben, wenn sie gegen die Denker der Linken antreten. Diese Linke soll ihre eigenen Akademien, Think-Tanks haben und für höchstes Niveau garantieren. Natürlich dürfen eigene Richard David Prechts den Stand der Reflexion popularisieren, aber im Unterschied zu den aktuellen Popphilosophen sollten sie ihren Fans einbläuen, nicht länger sie, die Briefträger, zu verehren, sondern sich auf den Weg zu den Absendern, den alten und neuen Klassikern Kritischer Theorie zu machen. Da sich die klassischen Medien der alten Eliten – Print, TV etc. – auflösen, war der Augenblick schon lange nicht mehr so günstig, neue Hegemonien zu schaffen. Wichtig wäre es, völlig außerhalb des Betriebs von vorne anzufangen und nicht innerhalb der vorgegebenen Formate, denn wer zu lange in den Bürosesseln von »Standard«, »Presse«, »Falter«, FM4 sitzt, dessen Gesäß und Hirn kriegt unweigerlich deren Format. Gesinnungskunst, Freiheitsromantik, postdramatisches Entfremdungsbiedermeier und Vulgärmarxismus sollten eher verpönt sein. Und Witz und Ironie sollten von ihrem schlechten Ruf, Handlanger der Postmoderne zu sein, entlastet werden. Wer das alles finanzieren soll, weiß ich nicht. Ich könnte mal George Soros anrufen. Der Papst und Bill Gates machen auch auf links. Also her mit dem Familiensilber! Sogar der Dalai Lama soll ein Marxist sein. Allein die Versteigerung der Hotelaschenbecher, die er bei seinen bezahlten Vortragsreisen hat mitgehen lassen, würde einen beträchtlichen Teil unseres Budgets decken.
Apropos: Die dritte Säule sind ***ökonomische Experimente***. Ja richtig: richtiges Leben im falschen. Kleine punktuelle Versuche selbstverwalteter Betriebe – industrielle, landwirtschaftliche Produktion und Dienstleistungen. Diese sanfte Unterwanderung darf keineswegs den naiven Glauben unterstützen, die befreite Welt könne als ein Patchwork kleiner selbstgenügsamer Communitys funktionieren. Nein, um die produktiven Standards der modernen Welt beizubehalten, wird es einer mächtigen Zentralisierung und hochkomplexer Logistik bedürfen. Ihre Präsenz hat symbolischen Wert. Ihre Existenz soll dem Rest der konsum- und lohnabhängigen Bevölkerung Miniaturen realer Alternativen vorführen. Museen der möglichen Zukunft. Nie dürfen sie allerdings zu Orten der Zufriedenheit mit dem Status quo degenerieren. Hier müssen auch unbedingt ökologische Initiativen federführend sein, die sollen ruhig apokalyptische Ängste schüren, welche ja ausnahmsweise berechtigter sind denn je.
Die vierte und vielleicht wichtigste Säule sind charismatische It-Boys und Supergirls, ***Volkstribune***. Das ist die böseste und schmutzigste Schiene, weil sie mit dem Feuer spielt, nur um es zu bändigen. Diese politischen Führer sind dem durch Kulturindustrie verzerrten Bewusstsein der Demokratievoter perfekt hingestylte Sympathieträger. George Clooneys, Evita Perons, Lady Di's, Justin Trudeaus. Ja, Justin Trudeau, aber nicht der neoliberale Steuerflüchtling mit dem identitätspolitischen Sympathiefaktor. Wir brauchen linksradikale Prinzen, Schwiegersöhne, Femmes fatales von nebenan, Eigentlichkeitsbetrügerinnen, den konzeptionellen Herzchirurgen, sexy Jeansboys, wie Hermes Phettberg sagen würde. Diese Volkstribunen müssten alles, was am Bewusstsein der rechten, liberalen und linken Massen so peinlich und erbärmlich ist, die gesellschaftliche Wahrnehmung qua Priming & Framing, Emotion, Psychologie, Personalisierung, kollektive Popekstase, Starkult, kurzum: die marktinduzierte Rückführung des Menschen aus der Aufklärung in seine selbstverschuldete Entmündigung, all das müssten sie schlau und zynisch ausnützen, nur um es wie der Führer Hynkel in Chaplins *Great Dictator* den Massen am Höhepunkt ihrer Popularität wieder auszureden. Sie müssten in der Tat die Charakterstärke eines Kim Philby aufbringen. Und man müsste ihnen Chips implantieren, die ihnen in dem Moment, wo ihnen die Macht zu Kopfe steigt und sie sich mit dem Schwachsinn ihrer Fans infizieren, Elektrostöße verpassen. Die Menschlichkeit dieser Führer ist der größte Schwachpunkt des Projekts. Es wäre besser, Roboter einzusetzen, weil sie den Humanismus der Sache nicht gefährdeten. Ich habe letztens die Pressekonferenz des Roboters Sophie gesehen, die ja mittlerweile saudische Staatsbürgerin ist. Den Massen würde der Unterschied nicht auffallen. Im Gegenteil würden sie sich nach den menschlichen Anteilen dieser aparten Androiden sehnen, welche ihnen selbst großteils verloren gingen.
Die letzte, aber eminent wichtige Säule – Säule Nummer fünf – ist ***Terrorismus***. Allerdings keiner, der physisches Leid verursacht, sondern – schlimmer – materiellen Schaden. Dieser Terrorismus wäre eine Mischung aus Hauptmann von Köpenick, Robin Hood und Batman. Spaßguerilla, extrem witzige, didaktische und spektakuläre Aktionen, von Cyberpiraterie bis zu waghalsigen und fürwitzigen Alltagsinterventionen, die in tausenden kleinen Nadelstichen dem System seine Bösartigkeit und Lächerlichkeit vorzeigen. Dazwischen auch in guter anarchistischer Tradition klassische Raubüberfälle und Verteilung an Bedürftige. Diese Aktionen müssen so launig und einprägsam sein, dass die Massen trotz ideologischer Vorbehalte ihnen die Sympathien auf Dauer nicht verweigern könnten. Sie würden ihr digitales Ersatzleben, das Sharen, Liken, Posten sowie den ganzen Scheißdreck von Musikantenstadl bis FM4 und Burgtheater vergessen und sich denken: Ja, dort, dort spielt sich das wahren Leben ab. Nehmt uns mit, ihr unverschämten Piraten!
Und wenn die Leute dann draufkommen, dass alle fünf Säulen über das Fundament, das sie tragen, verbunden sind, müsste man wirklich den perfekten Überraschungsmoment abwarten. Dann könnte es sein, dass den rechten Kasperln die Anhänger davonlaufen und die liberale Mitte in Bedrängnis kommt. Die wird mit medialer Gegenpropaganda antworten, und wenn das nichts hilft, mit Panzern und Hundestaffeln. Und dann werden die Linksliberalen letztlich erkennen, dass nicht nur Putin und Trump, nicht nur der Iran und Orban und Strache die Bösen sind, sondern auch die Garanten der alternativlosen Ordnung, Juncker, Merkel und Trudeau, lieber pudelnackert mit den Gedärmen von demonstrierenden alten Damen Schlangentänze aufführen, als die Interessen des Kapitals je preiszugeben. Aber die brauchen sich nicht zu fürchten, den für dieses mein Fünfsäulenmodell finden sich bestenfalls eine Handvoll Spinner, der Rest der Linken wird weiter PC-Polizei spielen, Antisemitismus und Nationalismus und Denkfeindlichkeit links codieren, die Leute dort abholen wollen, wo sie daneben stehen, und dort bei ihnen, nämlich daneben, stehen bleiben, brünstige Blumengirlandentänze um das jeweils kleinere sozialdemokratische oder liberale Übel aufführen und in 20 Jahren noch immer einander enthusiastisch zuposten, dass sie genialerweise erkannt hätten, was die Politik vorhabe, nämlich das Sozialsystem zu zerstören. Sie werden den Tumor, auf dem sie ganz gut leben, weiter nicht erkennen, und auf ihm Pickel ausdrücken, damit zumindest die Haut, die sich über ihm wölbt, sauber bleibt. Also fahrt zur Hölle! Trinkt Fairtrade-Cappuccino in den Cafes, die ihr euch auf der talwärts sausenden Mure gebaut habt.

Zum Schluss eine persönliche Frage: Du sprachst von Befreiung der Ironie vom Vorwurf der Postmoderne. Du verbindest gerne deine Kritik mit Witz und Ironie. Läufst du da nicht Gefahr, von den akademischen Denkern als bloßer Satiriker oder Polemiker abgetan zu werden? Oder ist das dann doch eine postmoderne Strategie, sich nicht wirklich festzulegen? Auf welcher Säule wäre dein Platz? Bei den Intellektuellen oder den Terroristen?

Kluge Postmoderne sind mir allemal lieber als dumme Moderne. Von den verbindlichen Strebern und Klassensprechern nicht ernst genommen zu werden, war schon in der Schule eine besondere Auszeichnung. Seriosität ist wirklich eine lachhafte Pose. Und wie im Film »Groundhog Day« kann nur Humor einen davor retten, nicht durchzudrehen, wenn man seit beinahe 40 Jahren täglich dieselben kritischen Einsichten doziert bekommt und auch selber reproduzieren muss, bloß, weil die kritikwürdigen Verhältnisse nicht so viel Schamgefühl besitzen wie ihre Kritiker und sich nicht verbessern wollen. Dialektik ist mein Fluchtauto in den Fortschritt, und wenn das im Sand steckenbleibt, schlepp ich mich mit Ironie zur Oase. Hauptsache, ich verliere das Ziel nicht aus den Augen. Ich wäre natürlich Terrorist – und vielleicht bin ich es schon.

Richard Schuberth hat kürzlich seine zweibändige Essay-Box »Unruhe vor dem Sturm« im Drava Verlag publiziert.

Aylin Aichberger studiert Kulturwissenschaften an der Johannes Kepler Universität Linz.

Der Todestrieb im Racket

Warum die Kritik der postnazistischen Gesellschaft auf Freuds Spekulation über einen natürlichen Todestrieb nicht verzichten kann. Von *Gerhard Scheit.*

***Spiegel:** Bisher, so formulierte einmal Ihr Freund Habermas, hat sich Ihre Dialektik an den »schwärzesten Stellen« der Resignation, dem »destruktiven Sog des Todestriebes«, überlassen.*

***Adorno:** Ich würde eher sagen, daß der krampfhafte Hang zum Positiven aus dem Todestrieb kommt.*

Es handelt sich fast um einen spielerischen Versuch, wenn Freud in *Jenseits des Lustprinzips* das Gegeneinander von Eros und Todestrieb veranschaulicht und »die in der Psychoanalyse gewonnene Libidotheorie auf das Verhältnis der Zellen zu einander« überträgt: Keimzellen opfern sich für den Organismus wie die Soldaten für den deutschen oder österreichischen Kaiser, damit der »sterbliche Gott«, wie Hobbes den Staat nannte, nicht seinem Todestrieb anheimfiele. So seien es die in jeder Zelle tätigen Lebens- oder Sexualtriebe, »welche die anderen Zellen zum Objekt nehmen, deren Todestriebe, das ist die von diesen angeregten Prozesse, teilweise neutralisieren und sie so am Leben erhalten, während andere Zellen dasselbe für sie besorgen und noch andere in der Ausübung dieser libidinösen Funktion sich selbst aufopfern. Die Keimzellen selbst würden sich absolut ‚narzißtisch' benehmen, wie wir es in der Neurosenlehre zu bezeichnen gewohnt sind, wenn ein ganzes Individuum seine Libido im Ich behält und nichts von ihr für Objektbesetzungen verausgabt.« Und nicht zufällig verwendet Freud in diesem Zitat bereits dieselben Formulierungen, die er wenig später in *Massenpsychologie und Ich-Analyse* für die Führerfigur gebraucht.

Von einer Projektion des Gesellschaftlichen auf ein rein organisches Geschehen kann insofern gesprochen werden, als Freud hier die Begriffe der Psychoanalyse jenseits des Subjekt-Objekt-Verhältnisses angewandt hat. Vielleicht könnte man sagen, er vermag die Disjunktion zwischen Libido und Todestrieb nur durchzuführen, indem er umgekehrt die zwischen Subjekt und Objekt zunächst aufhebt, also die Entgegensetzung, die aller psychoanalytischen Erkenntnis zugrunde liegt und worin deren erstaunliche Nähe zur philosophischen Tradition zu sehen ist. Dadurch aber erkennt er, dass auch der Eros, der die libidinösen Bindungen ausmacht, nicht als Substanz den verschiedenen psychischen Spaltungen vorausgesetzt werden kann; dass nicht erst im Verhältnis des Bewusstseins zum Unbewussten, des Ichs zum Es, des Selbsterhaltungstriebs bzw. der Ichtriebe zum sexuellen Trieb bzw. zum Objekttrieb von jeweils Gesondertem auszugehen wäre. Dafür muss Freud aber nun von zwei Urtrieben – Eros und Thanatos – sprechen; und er bleibt trotz aller ernsthaften Kritik aus den Reihen der Psychoanalyse hartnäckig bei seiner einmal ausgesprochenen spekulativen »Annahme« dieser »beiden von Uranfang an miteinander ringenden Triebe«. Das klingt ein wenig nach einer psychologischen Variante der Engelschen Naturdialektik, doch Freud hält letztlich doch an der Reflexion auf Subjekt und Objekt der Erkenntnis fest. Nur durch sie kann auch das gedankliche Mittel, die »Urtriebe« zu erkennen, in Frage gestellt werden, und es bleibt durchaus offen, warum es die Notwendigkeit gibt, in Widersprüchen zu denken oder anders ausgedrückt: im Bewusstsein des Nicht-Identischen.

Marcuse und der Eros

So kann auch als sein stärkstes Argument für die Einführung des Todestriebs gelten, welche Gefahr es ganz allgemein für die Vernunft bedeutet, nicht von vornherein von einer Entgegensetzung auszugehen – das haben ihm inzwischen die Konsequenzen der monistischen Libidotheorie von C. G. Jung vorgeführt. Gerade in diesem Punkt will Freud darum seine Einführung des Todestriebs nicht unbedingt als einen Bruch mit der früheren Auffassung verstanden wissen: »Unsere Auffassung war von Anfang an eine *dualistische* und sie ist es heute schärfer denn zuvor, seitdem wir die Gegensätze nicht mehr Ich- und Sexualtriebe, sondern Lebens- und Todestriebe benennen«. So sehr es fürs erste auch naheliegend schien, »Libido mit Triebenergie überhaupt zusammenzufallen lassen, wie C. G. Jung schon früher gewollt hatte«, es prägte sich in Freuds Denken schließlich die Gewissheit aus, »daß die Triebe nicht alle von gleicher Art sein können«. Es müsse »außer dem Trieb, die lebende Substanz zu erhalten und zu immer größeren Einheiten zusammenzufassen, einen anderen, ihm gegensätzlichen geben, der diese Einheiten aufzulösen und in den uranfänglichen, anorganischen Zustand zurückzuführen strebe. Also außer dem Eros einen Todestrieb; aus dem Zusammen- und Gegeneinanderwirken dieser beiden ließen sich die Phänomene des Lebens erklären.«

Von Seiten der Kritischen Theorie hat später Herbert Marcuse ganz unabhängig von Jung den Versuch unternommen, diesen Dualismus wieder aufzulösen. Darin zeigen sich nicht zufällig die Untiefen bestimmter Vorstellungen von einer versöhnten Gesellschaft, soweit durch sie eine Substanz dem Subjekt-Objekt-Gegensatz als immer schon vorausgesetzt gedacht werden soll. Marcuse rekurriert zunächst auf die Freudsche Definition jedes Triebs als »ein dem belebten Organischen innewohnender Drang zur Wiederherstellung eines früheren Zustandes«, macht aber daraus eine Einheit, die er dem Dualismus zugrunde legt: Der Todestrieb sei »nicht um seiner selbst willen destruktiv, sondern um der Behebung von Spannung willen. Der Abstieg zum Tode ist eine unbewußte Flucht vor Schmerz und Mangel.«

Dabei möchte Marcuse insbesondere an Familie und Ödipuskonflikt darlegen, dass der Eros die eigentliche Substanz sei – ähnlich wie im Marxismus die Arbeit. Wie ihm der »aggressive Impuls gegen den Vater (und seinen sozialen Nachfolger)« als »ein Abkömmling des Todestriebes« gilt, so der Vater als Arbeiter des Eros: »Indem er das Kind von der Mutter ‚trennt', unterbindet er auch den Todestrieb … Damit leistet er die Arbeit des Eros«. Der strenge Vater erzwinge dadurch »die erste ‚gemeinsame' (soziale) Beziehung: seine Verbote schaffen die Identifizierung unter den Söhnen, führen zur zielgehemmten Liebe (Zuneigung), zur Exogamie, zur Sublimierung.« Den Dualismus bei Freud ernst genommen verhält es sich jedoch keineswegs so, dass die Trennung von der Mutter, die tatsächlich entscheidend ist, aus einer Substanz des Eros emaniert, die der Vater verkörpere, sowenig wie der Todestrieb als solcher unterbunden und nicht bloß bestimmten seiner

Erscheinungsformen der Boden entzogen werden könnte. Die getrennte Existenz der Triebe anzunehmen lässt demgegenüber die Voraussetzungen von Versöhnung erst hervortreten, und mit ihr wird das Überflüssigwerden von Verboten begründbar.

Vermischung der Triebe im Racketindividuum

Bei Freud folgt aus der allgemeinsten Definition des Triebs keine Substantialisierung, sondern die Feststellung, dass es im Vergleich zum Eros viel schwieriger sei, »die Tätigkeit dieses angenommenen Todestriebs aufzuzeigen. Die Äußerungen des Eros waren auffällig und geräuschvoll genug; man konnte annehmen, daß der Todestrieb stumm im Inneren des Lebewesens an dessen Auflösung arbeite, aber das war natürlich kein Nachweis. Weiter führte die Idee, daß sich ein Anteil des Triebes gegen die Außenwelt wende und dann als Trieb zur Aggression und Destruktion zum Vorschein komme. … Umgekehrt würde die Einschränkung dieser Aggression nach außen die ohnehin immer vor sich gehende Selbstzerstörung steigern müssen. Gleichzeitig konnte man aus diesem Beispiel erraten, daß die beiden Triebarten selten – vielleicht niemals – voneinander isoliert auftreten, sondern sich in verschiedenen, sehr wechselnden Mengungsverhältnissen miteinander legieren…« Genau in diesem Zusammenhang kommt Freud dann auf Sadismus und Masochismus zu sprechen: »Im längst als Partialtrieb der Sexualität bekannten Sadismus hätte man eine derartige besonders starke Legierung des Liebesstrebens mit dem Destruktionstrieb vor sich, wie in seinem Widerpart, im Masochismus, eine Verbindung der nach innen gerichteten Destruktion mit der Sexualität, durch welche die sonst unwahrnehmbare Strebung eben auffällig und fühlbar wird.«

So ergibt sich in einem weit eklatanterem Ausmaß als noch beim Eros, dass aus dem Todestrieb unmittelbar nichts abgeleitet werden kann – auch nicht die Massenpsychologie (in der Schrift über sie kommt der Todestrieb, von einer Fußnote abgesehen, nicht vor; stattdessen ist nebenher von »destruktiven Instinkten« als »Überbleibsel aus der Urzeit« die Rede). Freud konnte im Gegenteil darlegen, dass etwa scheitern muss, wer auch nur den Sadismus umstandslos aus dem Todestrieb deduzieren möchte, sosehr gerade dieser als Repräsentant desselben anzusehen sei und zusammen mit dem Masochismus am deutlichsten auf ihn verweise. Die sadistische Komponente des sexuellen Verhaltens aber aus dem Todestrieb zu erklären, heißt vielmehr untersuchen, worin sie von diesem Trieb gerade abweicht; heißt verstehen, dass er im Sadismus »durch den Einfluß der narzißtischen Libido vom Ich abgedrängt wurde, so daß er erst am Objekt zum Vorschein kommt«, und sich nicht gegen das Individuum selbst richtet und es zerstört; doch auch der Masochismus braucht ein Objekt, im günstigsten Fall eben einen Sadisten, um die von ihm erwünschte sexuelle Befriedigung zu erhalten. Nur im selbstzerstörerischen Verhalten bestimmter traumatischer Neurosen oder der Kriegsneurosen, deren Untersuchung Freud den Anstoß gab zu seinen Spekulationen über den Todestrieb, oder im unmittelbaren Vorfeld des Suizids kommt es wohl zur vollständigen Entmischung und es dürfte der Todestrieb unmittelbar hervortreten. Umso gefährlicher erscheint seine Vermischung mit der narzisstischen Libido im politischen Kontext, insbesondere wenn sie gleichsam systematisch und organisiert erfolgt. Das *Racket* kann nun als die wirksamste Form begriffen werden, eine solche Legierung im Individuum hervorzubringen: Mit diesem Begriff, der ursprünglich für kriminelle Machenschaften, aber auch für Wohltätigkeitsunternehmungen stand, bezeichnete Max Horkheimer autoritäre Struktur und personale Abhängigkeit innerhalb von Gruppen und Massen insbesondere im politischen Zusammenhang: Das Racket bietet Schutz und fordert zugleich bedingungslose Loyalität: »Die völlige Brechung der Persönlichkeit wird verlangt, absolut bündige Garantien der künftigen Zuverlässigkeit.«

JENSEITS
DES
LUSTPRINZIPS
VON
SIGM. FREUD

Eissler und der Gruppennarzissmus

Kurt R. Eissler hat auf den Widerspruch aufmerksam gemacht, dass bei Freud einerseits und paradox genug die Selbsterhaltungstriebe »vorbehaltlos als Abkömmlinge des Todestriebes dargestellt« werden, in *Jenseits des Lustprinzips* heißt es demgemäß: »Es sind Partialtriebe, dazu bestimmt, den eigenen Todesweg des Organismus zu sichern …; auch diese Lebenswächter sind ursprünglich Trabanten des Todes gewesen«; andererseits betonte Freud ein paar Seiten weiter, dass »die Selbsterhaltungstriebe libidinöser Natur« seien. Eissler löst den scheinbaren Widerspruch auf, indem er den Akzent darauf legt, dass es eben stets um »den eigenen Todesweg des Organismus« gehe. Von diesem Ziel aus erscheinen die Selbsterhaltungstriebe als seine Trabanten: sie müssen sich gleichsam gegen den fremden Tod zur Wehr setzen, gegen den, der von außen aufgedrungen wird, um den eigenen zu verteidigen. Eine solche Deutung ist nicht so weit entfernt von dem, was Adorno einmal das Maß der Erfahrung nannte: »das aus sich heraus zu Ende gelebte Leben«, »alt und lebenssatt zu sterben«. Nur beim Selbstmörder verlassen jene Trabanten den Todestrieb oder werden gleichsam weggestoßen: Man kann das Leben unter Umständen auch einfach satt haben.

In diesem Zusammenhang beschreibt nun aber Eissler die besondere Gefährlichkeit des »Gruppennarzißmus« und hält fest, das »Problem des Menschen« sei »nicht in dessen Aggressionstrieb zu sehen, vielmehr in der »Tatsache, daß seine Aggression nicht von Selbsterhaltung gesteuert wird, sondern von Narzißmus und Ambivalenz«. Als Lösung weiß der Analytiker nur anzugeben, dass die Individuen im Subjekt-Objekt-Verhältnis die genitale Phase erreichen, in der es das Ziel sei, »das Objekt zu bewahren und von ihm geliebt zu werden«. In dieser »nur allzu selten erreichten genitalen Phase, die Abraham postambivalent nennt, treffen die Lust des Subjekts und die Lust des Objekts zusammen. Das Subjekt stellt sich selbst in den Dienst des Wohlergehens des Objekts, und die Aggression ist auf jenes Minimum reduziert, das notwendig ist, um das Liebesobjekt sexuell in Besitz zu nehmen.« Eissler steht auch hier unmittelbar in der Tradition Freuds: Werde der Destruktionstrieb »gemäßigt und gebändigt, gleichsam zielgehemmt«, könne er, »auf die Objekte gerichtet, dem Ich die Befriedigung seiner Lebensbedürfnisse und die Herrschaft über die Natur verschaffen.« Vom Narzissmus aber gesteuert führt die Triebmischung zu libidinöser Verarmung und absoluter Vorherrschaft aggressiver Triebenergie. Eine solche Legierung findet sich eben im Sadismus: Es ist, »als werde die libidinöse Komponente der Beziehung zur Außenwelt oder zu einem bestimmten Objekt aus dieser Beziehung herausgenommen und zur Besetzung des Ich oder Selbst hinzugefügt mit dem Ergebnis, daß die Aggression die einzige Manifestation bleibt, die klinisch beobachtet werden kann«.



Dabei erscheint es nun aber entscheidend für die politische Dimension solcher Aggressionen im Gruppennarzissmus, dass bei diesem »Herausnehmen« auch der unmittelbar sexuelle Charakter verlorengeht und damit auch der sexuelle Charakter des Sadismus. Es ist nämlich die massenpsychologische Identifikation, wodurch der Todestrieb jenseits der sexuellen Aktivität und dennoch in einer Art sadistischen Gestalt auftritt. Zwar wäre davon auszugehen, dass er innerhalb des Rackets durch den Einfluss der narzisstischen Libido nicht oder nur in geringem Maß vom Ich abgedrängt werden kann, da diese Libido zugleich in der Stellung der Massenindividuen zur Führerfigur gebunden ist und deshalb vor jenem unmittelbar zerstörerischen und selbstzerstörerischen Verhalten bewahrt. Aber desto effektiver und fataler tritt er dafür in den Beziehungen zu jenen Objekten hervor, die außerhalb des Rackets projiziert werden, wobei dieses ‚außerhalb' nicht selten im Inneren des Rackets ausgemacht wird: als jemand, der hier keine »absolut bündigen Garantien der künftigen Zuverlässigkeit« bietet. Der Todestrieb äußert sich dabei eben nicht entmischt und rein, sondern in Form eines kollektiven, desexualisierten Sadismus oder Masochismus: Tötungs- und Todesbereitschaft im politischen Sinn, also im Sinn des Freund-Feind-Denkens. Desexualisiert eben dadurch, dass die Racketindividuen sich in ihrem Ich miteinander identifizieren, indem sie an die Stelle ihres Ichideals die Führerfigur gesetzt haben, worin auch schon die meiste libidinöse Energie aufgebraucht wird; kollektiv darin, dass aus den jeweiligen Objekten, auf die das Massenindividuum zwangsläufig immer wieder stößt, obwohl es sie doch durch jene Identifikationsmechanismen eliminiert und durch den Führer ersetzt zu haben glaubt, ein dem Racket gemeinsames Objekt phantasiert werden muss, in letzter Konsequenz nicht einfach ein Feind, sondern ein »totaler Feind« (Carl Schmitt), einer, der unter allen Umständen zu vernichten sei; so wie umgekehrt ein Arrangement zwischen den Rackets im Jenseits der Vermittlungsformen überhaupt nur erfolgen kann, wenn die Eliminierung dieses kollektiven und kollektiv phantasierten Objekts zu ihrem gemeinsamen Ziel wird.

Otto Mühl und die Vergangenheitsbewältigung

Es gibt allerdings Sektenstrukturen, wo ursprünglich desexualisierte Bindungen nachträglich sexualisiert werden. Der Aktionist Otto Mühl, der sich einst freiwillig zur Offiziersausbildung in der Wehrmacht gemeldet hatte, arrangierte in seiner postnazistischen AAO-Kommune, wer sich wem durch Beischlaf unterwerfen musste und wer wen missbrauchen durfte. Das Arrangement erfolgte bei der sogenannten »Selbstdarstellung« vor versammelter Gruppe, die im Übrigen wie eine vollständig repressive Vorwegnahme von DSDS im kleineren Kreis erscheint, zumal sie auch filmisch festgehalten wurde. Dabei wurden auch Kinder, die noch nicht zur sexuellen Verfügung standen, darauf vorbereitet, sich zu produzieren. Eine Sequenz dieses Videomaterials (die in den Dokumentarfilm *Meine keine Familie* [sic!] von 2012 Eingang fand) zeigt dabei, wie ein Junge, der sich weigerte, nach der Pfeife Mühls zu tanzen und auf Befehl glücklich zu lächeln, nicht nur sofort als Bedrohung des ganzen Kommune-Rackets wahrgenommen wurde, sondern die Vergangenheit wachrief, als hätte Mühl selbst plötzlich Angst, dass die jüdischen Naziopfer in der Gestalt dieses kleinen Jungen wiederkehren könnten: So versetzt er ihm einige Knuffe, schüttet eine Flasche Wasser auf seinen Kopf aus und macht ihn vor der johlenden Gruppe so lange lächerlich, bis das Kind in Tränen ausbricht, und verkündet schließlich: »Dieses Negative kann man nicht wachsen lassen.«

So weit wie als Wehrmachtsleutnant bei der Ardennenoffensive wollte Mühl als Führer der AAO-Kommune offenbar nicht mehr gehen. Anders als im Sadismus und Masochismus des sexuellen Verhaltens, die immer nur als die Eigenschaften eines Einzelnen begriffen werden müssen, auch wenn es sich wie bei de Sades Phantasien um ein ganzes Ensemble von Sadisten und Masochisten handeln mag, verselbständigt sich jedoch im Racket und im Verhältnis der Rackets zueinander tendenziell die Projektion eines absoluten Feinds auch noch gegenüber der Selbsterhaltung. Von dieser Projektion hängt schließlich die Einheit als solche ab, von der die libidinös Gebundenen und in ihrem Ich Identifizierten nicht mehr lassen wollen. Damit die Individuen an die Stelle ihres Ichideals aber vollständig die Führerfigur setzen und in ihrem Ich sich wirklich restlos identifizieren können, muss das Objekt schließlich als etwas phantasiert werden, das auch um den Preis des eigenen Lebens zu verfolgen und zu vernichten ist.

So glaubt man fast, Eissler hätte schon die Rackets der djihadistischen Selbstmordattentäter vor Augen gehabt, als er schrieb, dass bei der Legierung mit dem Narzissmus gerade die Befriedigung des Todestriebs als Sieg über den Tod erlebt wird. »Das triumphierende Erleben der gleichzeitigen Erfüllung von Haß, Narzißmus und Ambivalenz ist an Intensität wahrscheinlich durch keine andere Erfahrung zu übertreffen. Das Selbst, verspürt in diesem Augenblick ein grenzenloses Gefühl der Allmacht; für eine beträchtliche Weile ist es sogar in der Lage, die zermürbende Erfahrung der verrinnenden Zeit, die stets an den Tod erinnert, zu ignorieren.« Dabei dachte er konkret wohl an den »totalen Krieg« derer, die ihn aus Wien vertrieben und seinen Bruder ermordet hatten.

Solche »Erfüllung« musste *post festum* jeden Versuch der »Vergangenheitsbewältigung« in Frage stellen. Da in der nationalsozialistischen Phase, wie Adorno erkannte, »die kollektiven Machtphantasien« derer sich erfüllten, »die als Einzelne ohnmächtig waren und nur als eine solche Kollektivmacht überhaupt als etwas sich dünkten«, werde keine »noch so einleuchtende Analyse … die Realität dieser Erfüllung hinterher aus der Welt schaffen und die Triebenergien, die in sie investiert sind«. Die Tatsache, dass Juden doch überlebt hatten, wurde – ausgesprochen oder unausgesprochen – zum Anlass, die massenpsychologische Identifizierung in anderen, gezwungenermaßen demokratischen Strukturen zu erneuern. Das sogenannte *Gruppenexperiment*, das vom Institut für Sozialforschung in den 1950er Jahren gemacht wurde, dokumentierte – ähnlich wie es sich dann an Mühl in seiner Kommune zeigte – diese persistierende innere Abhängigkeit, sich selbst, die eigene Vergangenheit wie die Zukunft, nur in Bezug auf das Hassobjekt denken zu können. Wie es um diese Vergangenheitsbewältigung heute steht, demonstrieren einerseits etwa die Burschenschaftler, die nun in größerer Zahl denn je im österreichischen Parlament sitzen und in ihren Rackets weiterhin die NS-Massenmörder ehren, während ihr Führer Yad VaShem besucht, wo der Opfer der Massenmorde gedacht wird; andererseits die Linken, deren Einheit sich nur noch herzustellen scheint, soweit sie den Judenhass unter Muslimen verharmlosen und über die Bedrohung Israels durch die Islamische Racket-Republik Iran schweigen.

Der Autor dankt Zora Bachmann für den nachdrücklichen Hinweis auf den Film Meine keine Familie *und die erwähnte Sequenz darin.*

Von Gerhard Scheit erschien zuletzt »Im Ameisenstaat: Von Wagners Erlösung zu Badious Ereignis. Ein Essay über Musik, Philosophie und Antisemitismus«.

»Germanen wie auf den Leib geschrieben«

Paulette Gensler über die falsche Vorstellung vom Nahverhältnis zwischen Islamkritik und Nationalsozialismus.

Wer den Islam auf fundamentale Weise kritisiert und dies auch öffentlich begründet[1], kann früher oder später unter einem eigenen Artikel den Satz lesen: »Das könnte auch im Stürmer stehen!«[2] Dabei müsste man wahrlich nicht in Archive rennen und lange Recherche betreiben, um diese Erscheinung linksdeutscher »Kritik« der Islamkritik als unwahr zu denunzieren. Schon der Leitartikel einer der zahlreichen online zugänglichen Ausgaben des Stürmers (1934/38) rechtfertigt unter dem Titel »Selbsthilfe gepeinigter Völker« den globalen Antisemitismus und dessen mörderische Entladungen. Der Fokus liegt hierbei vor allem auf den aus Sicht des Stürmers löblichen Aktionen der »Mohammedaner«, nämlich den Pogromen an den Juden in Palästina, Algerien, Tunesien und Ägypten. Aber auch im Stürmer betonte man beflissen, dass dies mit dem Islam nichts zu tun habe: »Der Weltjude ist wie bei allen Pogromen eifrig bemüht, den Aufstand in Algier und Tunis als das Werk religiöser mohammedanischer Fanatiker hinzustellen.« Die arabischen Pogrome hatten hierbei durchaus Vorbildcharakter: »Heute erheben sich die Mohammedaner in Algier. Morgen schon kann es die ganze Welt sein.« Nun kommt der Islam im Stürmer eher am Rande vor, was erst einmal folgerichtig ist, denn das erste Prinzip des Stürmers lautete: »Der ‚Stürmer' kämpft nicht gegen die jüdische Religion, sondern gegen die jüdische Rasse.« (1934/1) oder »Die Judenfrage ist eine Rassenfrage« (1942/11) und nach demselben Motto erfolgte auch die Freundbestimmung.

Dabei war der Stürmer keineswegs frei von »Talmudexegese«. Dem gegenüber stand jedoch immer der gleichzeitige Fokus auf die öffentliche Denunziation von Einzelpersonen, die jeweils als Wein,- Parfüm-, Talmud- oder Abtreibungs-Jude bezeichnet wurden. Zentral waren dabei Porträtfotos, die untertitelt waren mit: »So sieht er aus…« Jene Fotos waren sehr viel gefährlicher als die Karikaturen, denn Erstere waren es ja gerade, die »bewiesen«, dass die Juden kaum als solche zu erkennen seien, wie jede zweite Unterschrift betonte. Von den Karikaturen wusste insgeheim jeder, dass sie Quatsch waren. Erst mit der Personalisierung entfalteten sie ihr ekelhaftes Potenzial, wie im Falle der unzähligen Ritualmordlegenden. Der Stürmer bezog sich »theologisch« fast ausschließlich auf den Talmud, das »Verbrecherlehrbuch« (1937/10), und hierbei vor allem auf die Gemara. Die Fokussierung auf die rein menschlichen Bestandteile des Talmuds ist programmatisch, denn an diesen konnten die Zitatfälschungen in Permanenz am besten vollzogen werden. Vor allem aber wurden die Talmud-Zitate immer ohne deren Widerlegung »zitiert«, weshalb sich die »Argumentation« des Stürmers auf der Basis des Talmuds in sachlicher Form derart einfach widerlegen ließe. Denn auch hier gibt es kein völlig freies Bingo, wie es linke Religionskritiker immer wieder unterstellen. Ein bei Antisemiten beliebtes Beispiel ist der Satz »Nichtjuden sind keine Menschen.« Wer nur dies anführt, lässt eben die seitenlangen Widerlegungen des Satzes weg. »Die jüdische Lehre hingegen ist«, wie Johann Sfar seinem Rabbiner in den Mund legt, »These, Antithese, Antithese, Antithese, Antithese …« Und eben diese dialektische Kompetenz war neben der Auserwähltheit des jüdischen Volkes das, was schon Mohammed auf die Palme brachte. Der Wahrheitsgehalt einer Religion lässt sich jedoch weit über die richtige, aber abstrakte Bestimmung als »Opium des Volkes« hinaus beurteilen. Ähnlich verhält es sich auch mit der Religionskritik. So wie Antisemiten seit langer Zeit verquer aus dem Talmud zitieren oder fälschen, verfahren heute Apologeten des Islam mit dem Koran und den Hadithen sowie beide mit der Bibel.

Der Araberfetisch des Stürmers

»Der Geist Streichers hat den Orient erreicht«, (1940/34) titelte der Stürmer 1940 und eben dies galt auch umgekehrt, denn der Blick Streichers hatte endgültig den Orient erreicht. Nun gab es auch Fotos aus Palästina mit Untertiteln wie jenen: »Dieser Araber wurde von einem jüdischen Flintenweib in Jerusalem ermordet«, oder »Ein jüdischer Professor als Soldat in Palästina soll ein Lager gegen die ‚bösen' Araber verteidigen.« (1940/1) Im Gegenzug stellte man im Stürmer fest, dass Araber doch auch Semiten seien, man deshalb Judenhass nicht Antisemitismus nennen sollte (1941/13). In der folgenden Ausgabe hieß es, dass den Juden der Dolchstoß, den sie Deutschland im Ersten Weltkrieg verpasst hätten, mit der Balfour-Erklärung bezahlt worden sei, um im nächsten Artikel den Zionismus zu brandmarken, denn dieser bedeute »eine blutige Leidenszeit für die arabische Bevölkerung in Palästina, die nicht gewillt war, den jüdischen Einwanderungsströmen ohne Kampf zu weichen. Der Sieg der deutschen und italienischen Waffen wird auch den unterdrückten Arabern die Freiheit bringen.« (1941/14) Immerhin trage ein Jude die Schuld daran, dass Frankreich Algerien annektiert hätte (1942/17). Der Stürmer versprach sich viel vom irakischen prodeutschen Putsch (1941/22), der sich wirklich recht schnell in Pogromen gegen Juden entlud und zur Ermordung und Vertreibung der jüdischen Gemeinden führte. Schließlich schloss Streicher die Juden zugunsten der Araber aus dem Bund der Semiten aus, da dies den Arabern nicht genehm sei (1941/25), um in derselben Ausgabe die »beispielslose Tragödie« des ägyptischen Volkes aufgrund des Suezkanals zu bejammern, sich aber über Morde an Juden in Palästina freute. Wogegen 1939 (13) noch der jüdische Terror gegen die Araber in Palästina bejammerte wurde: »In offenem und ehrlichen Kampf würden die Araber die Juden in allerkürzester Zeit geschlagen und erledigt haben. Dann wäre das Judentum in Palästina in kürzester Zeit ausgelöscht.« Der Stürmer war vor allem völkisch und rassistisch araberfreundlich. Als neue Freunde entdeckte Streicher die »reinen Semiten, nämlich Araber«, die vor allem im Irak gegen den Zionismus und das Judentum kämpften, weshalb sich der Stürmer auch für das panarabische Großreich aussprach (1942/5,7) Anlässlich eines Bombenanschlags auf eine Synagoge in Kairo (1939/30) hieß es: »Das Volk der Araber, das im Mittelalter eine so große Kultur geschaffen hat, hat auch schon erkannt, dass ein Zusammenleben mit den Juden unmöglich ist. Die Araber, die besten Vertreter der reinen semitischen Rasse, sind erwacht.« Der Stürmer war in seinem Antiimperialismus vor allem araber- und besonders beduinenversessen und legte gewissermaßen eine sympathisierende Gleichgültigkeit bezüglich des Islam an den Tag. Doch auch im Stürmer betonte man die Verbundenheit des Christentums mit dem Islam als »internationale Religionen« gegen das »nationale« oder »völkische« Judentum« (1940/42). Nur habe das Christentum, wie später die Menschenrechte, dem Antisemitismus lange Zeit im Weg gestanden (1942/12), im Islam bzw. arabischen Reich hingegen – und dies mussten sie nicht erfinden – habe es schon im 8. Jahrhundert eine Kennzeichnungspflicht für Juden gegeben (1942/19). Streicher warnte, dass das Judentum den Islam täusche und ausnutze (1937/10).
Nun waren Streicher und sein Blatt in NS-Kreisen wahrlich nicht einfach ungetrübt beliebt. Betrachtet man die zahlreichen Richtungskämpfe, müsste man gemäß den Abstraktionsfeinden doch anmerken, dass es *den* Nationalsozialismus wie *den* Islam gar nicht gäbe, was selbstverständlich hanebüchener Unsinn wäre. Womit Julius Streicher jedoch in Grundzügen Recht hatte, ohne dass es ihm auch nur im Geringsten als Verteidigung angerechnet werden konnte, sind seine Ausführungen im Nürnberger Prozess, in denen er die Parallelen seiner Schriften zu jenen Martin Luthers erläuterte, welcher auch vor Gericht säße, wenn er noch lebte. Zu ergänzen wäre dies um das ewige Vorbild der Muslime namens Mohammed, der sich heute sehr vor US-Drohnen in Acht zu nehmen hätte. Aber Streicher, der aus Luthers Schriften im Stürmer ausgiebig zitierte, verschwieg schon dort dessen »Islamkritik«. Doch auch darin wurde Streicher dem Geiste Luthers durchaus gerecht, der die »Türken« zwar nach den Ungarn und Mongolen als die dritte Gefahr betrachtete, für sie aber anders als für die Juden eine gehörige Sympathie empfand: »Die Türken büßen glaubhafter, die Türken sind in ihren asketischen Leistungen viel überzeugender, sie sind in Hinblick auf das Ordenswesen, die Askese viel eindrücklicher. Also sie sind im Grunde die besseren Katholiken. Im Sinne einer durch Werke, durch religiöse Leistungen gekennzeichneten Religion.« Die Zucht und Ordnung des Islam in öffentlichen Angelegenheiten diente über weite Strecken als Folie seiner Reformation. Ihn störten nur die »häuslichen« Unsitten, wie Polygamie, und vor allem die fehlende Christozentrik. An des Islams Wesen aber sollte die Christenheit genesen – Adolf Hitler wird dies später in etwas anderer Form aufgreifen.

Islam und Nationalsozialismus

Die tatsächliche Beschäftigung mit dem Islam vollzog sich nun gerade nicht im Stürmer, sondern in allen anderen Publikationen, wie dem »Völkischen Beobachter«, »Das Reich« sowie dem Magazin »Signal« oder der SS-Zeitung »Das Schwarze Korps«. Hier überall erschienen die unzähligen islamophilen Artikeln und Pamphlete, welche eben keineswegs nur der Mufti verfasste, der gern als einzelnes schwarzes Schaf herangezogen wird. Einige der deutschen Islamfreunde, wie Johann von Leers, konvertierten später zum Islam und setzten nach dem Krieg ihre Tätigkeit in arabischen Ländern ohne großen Bruch fort. Ein Großteil der dortigen Schreiber konnte jedoch nach 45' die Karriere auch in Deutschland weiterführen – sei es als Journalisten, Diplomaten oder Wissenschaftler. Von Leers verfasste die Schrift »Judentum und Islam als Gegensätze«, in der er sich mokiert über »den tödlichen Haß der Juden noch nach 1400 Jahren gegen den Mann, der die jüngste und in vieler Hinsicht erfolgreichste Weltreligion ins Leben gerufen hat«, um im Anschluss völlig islamkonform die Vernichtung und Vertreibung der arabischen Juden zu rechtfertigen, da somit die jüdische Eroberung des Orients verhindert worden sei – also die Islamisierung Arabiens habe dessen »Verjudung« verhindert. Solche Argumentationen lassen sich in der islamischen Tradition seit Urzeiten finden. Das Problem ist in erster Linie, dass er kaum etwas fälschen musste, um sowohl der islamischen als auch der nationalsozialistischen Tradition gerecht zu werden. Mohammed ersetzte für den NS über weite Strecken Jesus, da er »erfolgreicher« war – eben dieses Verkaufsargument charakterisiert den Islam, der immer ein politischer war, sehr gut.

Im Völkischen Beobachter erschien ein einziger Artikel, der den Islam »kritisch« betrachtete (1944) – heißt hier: der ihn mit dem Bolschewismus verglich, den man sonst einer Unterdrückung und »Vergewaltigung« des Islams beschuldigte. Darauf reagierten sofort unzählige hohe Parteifunktionäre, die eine härtere Zensur forderten, denn der Artikel von Helmut Sündermann habe die Muslime beleidigt. Dabei hatte Goebbels eigentlich schon im Jahre 1938 eine islamfreundliche Berichterstattung verfügt. In der Regel fungierte das Deutsche Reich als Befreier bzw. Schutzherr des Islam – eine Rolle, die außer Deutschland (in Grundzügen schon das kaiserliche) nie jemand zu übernehmen gedachte.

Man kann das alles als austauschbare Zeichenträger betrachten, begibt sich aber gerade damit auf die Ebene des Stürmers, dessen Untertitel ihn anpries als »Deutsches Wochenblatt zum Kampfe um die Wahrheit«. Aber »um« die Wahrheit kämpft man mit Foucault, Gramsci oder eben Streicher. Wem *an* der Wahrheit etwas gelegen ist, würde hingegen *FÜR* sie streiten; und sofern dies überhaupt ein »Kampf« ist, wird er bestimmt kein deutscher sein.

Bis heute wird der Islambezug der Nazis oft als komplett bewusste Instrumentalisierung und Propaganda eingeschätzt, was meist mit ein oder zwei Zitaten Goebbels' belegt wird. Diese deutsche Propaganda über unzählige Broschüre, Flugblätter, und vor allem Rundfunksendungen ist wahrlich nicht zu unterschätzen – vor allem nicht bei der Herausbildung der Muslimbrüder. Die Alliierten hingegen verzichteten über weite Strecken darauf, Muslime als Muslime oder gar den Islam anzusprechen, da sie (zu Recht) befürchteten, dass sie diese propagandistische Auseinandersetzung nicht gewinnen würden – nur die USA versuchten es und verkündeten als einzige versuchsweise für eine kurze Weile, einen »Dschihad der Freiheit« zu führen, was den europäischen Kolonialmächten schlecht zu Gesicht gestanden hätte, die vielmehr ihre Untertanen als Untertanen adressierten, was historisch gerade noch erfolgreich verlief. Zugute kam den Alliierten, dass italienische Kolonialbestrebungen den antiimperialistischen und proislamischen Ansätzen Deutschlands im Wege standen. Diese waren sehr erfolgreich in der Geistlichkeit, verpassten aber die eher national-politisch eingestellte Oberschicht, während schon erkannt wurde, dass in den tiefreligiösen Unterschichten einiges Potenzial stecken würde. Ein Problem der Nazis war ferner, dass sie zu sehr bestrebt waren, Hitler als islamischen Messias einzusetzen, und dafür Verrenkungen in Angriff nahmen, die nicht mehr zogen.

Islamisierung des Germanentums

Zu wenig betrachtet wird jedoch, dass auch dem Nationalsozialismus aus dem Islam etwas entgegenkam.[3] Insbesondere gewisse private Bemerkungen Hitlers sind in diesem Kontext äußerst aufschlussreich. So bedauerte er die Abwehr der islamischen Eroberung bei Tours und Poitiers, denn die Araber »hätten damit den germanischen Völkern eine Religion aufgenötigt, die durch ihre Lehre: den Glauben mit dem Schwert zu verbreiten und alle Völker diesem Glauben zu unterjochen, den Germanen wie auf den Leib geschrieben sei.« Mithilfe einer gewissen Klimatheorie malte er sich dann einen Zustand aus, in dem »schließlich nicht die Araber, sondern die mohammedanisierten Germanen an der Spitze dieses islamischen Weltreiches gestanden hätten.« Die Islamisierung des Abendlandes war durchaus ein Bild aus einem feuchten Traum Hitlers, der sich durchs Christentum behindert fühlte. »Mein Kampf« erschien seit 1936 in größeren Auszügen auf Arabisch und zirkulierte im Orient. Es war ein Buch, über das Churchill völlig zu Recht sagte, es handle sich dabei um »einen neuen Koran des Glaubens und des Krieges: schwülstig, langatmig, formlos, aber schwanger mit seiner Botschaft.« Sein Zeitgenosse, der germanische Seelenkundler C. G. Jung, hat dies auch erkannt: »Wir wissen nicht, ob Hitler vorhat, einen neuen ISLAM zu gründen. Er ist bereits auf dem Weg dazu. Er ist wie MOHAMMED. Die Gefühlslage in Deutschland ist islamisch; kriegswillig und islamisch. Dies könnte die historische Zukunft sein.« Nur unterschieden sich beide in der Bewertung grundlegend. Schon der junge Churchill vermerkte über den Islam: »Es gibt in der Welt keine rückwärtsgewandtere Kraft.« Er machte unter anderem die widerliche Verfügung über die Frau als Grundlage der fortdauernden Sklaverei aus; und vermochte es sehr wohl, den Glauben von einzelnen Muslimen zu trennen, »aber der Einfluss der Religion paralysiert die soziale Entwicklung derjenigen, die ihr folgen«, und zwar »so lange, bis der islamische Glaube aufgehört hat, eine große Macht über Menschen zu haben.«
Die Zeitgenossen verschiedenster Lager erkannten den Zusammenhang zwischen Islam und NS sehr wohl und sehr früh. ---------------- Weiter auf Seite 11

Wer wütend ist, denkt nicht..

..und schreibt keine guten Bücher. *David Kirsch* über die Begriffslosigkeit des Stefan Zenklusen in seinem Buch »Islamismus und Kollaboration«.

»Islamismus und Kollaboration« – »Der Beitrag von französischen und europäischen Linken und Liberalen bei der Errichtung des Islamismus und Antisemitismus« – so heißt das 2017 erschienene Buch des Schweizer Philosophen Stefan Zenklusen. Der im Hintergrund-Verlag veröffentlichte Essayband möchte ein Einspruch gegen die »jahrzehntelange Beschweigung und Negierung der islamspezifischen Alltagsgewalt in Frankreich« (Zenklusen 2017) sein. Der »islamophile Kollaborationismus« (ebd.) sei, so Zenklusen, weitaus skandalöser »als die Kollaboration während des Zweiten Weltkrieges«, sei er doch »ohne Druck einer Besatzungsmacht zustande gekommen« (ebd.). Während Zenklusen einige Punkte anspricht, die nicht vollkommen von der Hand zu weisen sind, zieht sich das Bedürfnis nach unbedingter Tendenziösität – verbunden mit einer grassierenden Begriffslosigkeit – wie ein roter Faden durch das Buch. Ein Aufschrei soll es sein, eine Streitschrift, ein Pamphlet. Bloß nur, dass Zenklusen kaum einen Gedanken formuliert, der nicht anderswo schon treffender und nüchterner niedergeschrieben wurde.

In seinem im Sammelband enthaltenen Aufsatz »Ist der Antirassismus faschistoid geworden?« schreibt Zenklusen, dass er sich- erschüttert durch den ein Jahr zuvor verübten Brandanschlag auf das Gebäude der französischen Zeitung Charlie Hebdo – »im Rahmen des Möglichen (!)« mit dem Islam auseinandergesetzt habe (ebd.: 25). Das merkt man. Wie auch Hartmut Krauss, der ein Vorwort für den Sammelband beigesteuert hat, sieht er die Moderne in einem »doppelten Würgegriff von McWorld und Djihad« (ebd.: 11). Zwar werden Individualisierungstendenzen des »digitalen Gegenwartskapitalismus« (ebd.: 14), welcher »selbst ein vaterlandsloser Geselle geworden« sei, richtig erkannt. Die Schlussfolgerungen daraus jedoch, lesen sich wie eine bizarre Mixtur aus Versatzstücken des Marxismus-Leninismus mit einer Brise französischem Konservativismus: »Wer sich der neuen kapitalistischen Verbündungsstrategie« (ebd.) von Islamismus und Globalismus widersetze, werde als »rassistisch« gebrandmarkt, dröhnt es aus dem Vorwort. Später wird »die islamische Masseneinmigration« sogar zum »zentralen Faktor der spätkapitalistischen Gesellschafts- und Hegemoniekrise« (ebd.: 15). Während in Frankreich bereits der Linksfaschismus regieren würde, und eine Meinungsdiktatur aufrecht erhalten hätte, sieht es weiter nördlich noch schlimmer aus: »Globalkapitalistische Herrschaftsträger« würden »im Falle Deutschlands« sogar »unkontrollierte Masseneinwanderungsschübe von hauptsächlich Muslimen« (ebd.) forcieren, um »sich an deren Migrationsimporten zu mästen«. Was wie der »Große Austausch« klingt, ist auch einer: Wenige Seiten später verliert sich Zenklusen in einer Ehrenrettung Renaud Camus', des französischen Idols der rechtsextremen Identitären Bewegung, demnach die westlichen Regierungen eine »Auflösung« des Volkes planen würden.

Während Zenklusen mitunter so manches treffendes Wort für aktuelle Entwicklungen findet – etwa wenn er vom »europäischen Euphorismus« (ebd.: 28) oder vom Schweizer Islamwissenschaftler Tariq Ramadan als »Maulwurf der Ideologie der Muslimbruderschaft« (ebd.: 29) spricht – so hinterlässt vor allem Zenklusens Rankküne gegen eine angeblich voranschreitende »Angloamerikanisierung aller Bereiche« (ebd.: 50), ebenso wie die »Tyrannis der Unterhaltungsindustrie« (ebd.) ein reaktionäres, aber für ihn keineswegs neuartiges Geschmäckle. Bereits in seinen früheren Publikationen wetterte der Schweizer Philosoph, gegen die »Leitsprache Denglisch, Leitmusik Pop, Pax Americana« und die »Antisemitismus- und Antizionismuskeule«.[1] Damals wie heute verteidigt Zenklusen den mittlerweile verstorbenen Publizisten Lothar Baier, welcher sich »über den Antisemitismusvorwurf gegen Martin Walser lustig machte« (Zenklusen 2017: 23). Getrieben durch einer Mischung aus Überschwang und Ahnungslosigkeit, gerät Zenklusens an manchen Beispielen durchaus nachzuvollziehende Verteidigung von Philosophen gegen den Vorwurf des Rassismus (etwa beim Soziologen Heinz Gess) geradezu ins Tragikomische: »Der Antirassismus in Ländern wie Deutschland und Frankreich ist drauf und dran, zu einer enormen Repressions- und Zensurmaschine zu werden.« (ebd.: 24). Angesichts der Tatsache, dass im Jahr 2017 kaum eine deutsche Tageszeitung noch ohne vermeintlich islamkritische Headlines auskommt, der massiven Zunahme von Veröffentlichungen reißerischer Sachbücher über die Gefahr einer islamistischen Unterwanderung europäischer Gesellschaften und zum Mainstream verkommenen Forderungen nach einer Schließung der Balkan-, Mittelmeer oder Westafrikafluchtroute, kann man sich durchaus fragen, ob Zenklusen zu viel Zeit in der Schweizer Provinz verbracht hat.

Vielleicht hat Zenklusen aber auch längst schon seine politische Heimat gefunden: Während er am Beispiel der französischen Präsidentschaftswahl 2012 zu Recht festhält, dass die Front-National-Kandidatin Marine Le Pen den Säkularismus entschiedener als ihr sozialistischer Widersacher Francois Hollande verteidigte, (ebd.: 66ff.) und so manche linke »Fraternisierung mit den europäischen Vertretern der Muslimbruderschaft« (ebd.) beim Wort nennt, weigert sich Zenklusen stur, Wähler des Front-National derselben Analyse zu unterziehen, wie ultrakonservative Apologeten des politischen Islam: »Sind die Le Pen-Wähler wirklich so irrational und angstvoll-phobisch, wie gemeinhin dargestellt?« (ebd.: 68). Zenklusen möchte nicht kritisch-dialektisch auf dem Widerspruch beharren, der sich aus so mancher kulturrelativistischer Kumpanei mit dem Islamismus ergibt, er möchte ihn einseitig auflösen: »Wenn sich Pseudo-Antifaschisten mit dem grünen Faschismus verbünden, ist selbst die nationale Rechte noch vorzuziehen« (ebd.: 71).

Man merkt Zenklusens Beschäftigungen mit dem politischen Islam an, dass sie einem Moment der Erschütterung und Empörung entspringen. Hastig ineinander zusammengefügte Schachtelsätze, prasseln als vermeintlich neuartige Thesen auf den Lesenden ein, die er mit frech gemeinten Schenkelklopfern garniert: »Ich persönlich verspüre keine Lust, mich multikulturell mit dem hinduistischen Kastenwesen zu vermischen. Erstmals erfahre ich von deutschen Soziologen, daß ich deshalb wohl rassistisch bin.« (ebd.: 35)

Passend aufmerksamkeitshaschend liest sich auch Zenklusens Ankündigung des Buches, welche er – da er selbst »keine Lobby habe«[2] – auf seiner Homepage veröffentlicht hat. Obwohl so gut wie alle zentralen Thesen des Buches; die Gemeinsamkeiten zwischen Islamismus und Rechtsextremismus (55ff.), paranoide Denkstrukturen des Rassismus im vermeintlichen Antirassismus (47f.), wie auch die fehlende Säkularisierung in der islamischen Religion (26ff.), bereits seit mehreren Jahren Eingang in wissenschaftliche und mediale Debatten gefunden haben, bewirbt Zenklusen den Essayband als eine »der ersten Darstellungen im europäischen Raum, die diesen systematischen Kollaborationismus mit dem islamischen Herrschafts- und Glaubensapparat bei Linken und Linksliberalen aufarbeitet.«. Weil es Zenklusen offensichtlich mehr um ein Haschen nach Aufmerksamkeit geht, als um eine kritische Durchdringung des komplexen Gegenstands, imaginiert sich der Autor als einer der letzten Verfechter einer gnadenlosen Islamkritik, die keine Tabus kenne. Was Historiker wie Volker Weiß schaffen – strukturelle wie ideologische Gemeinsamkeiten der neuen Rechten mit denen des politischen Islam herauszuarbeiten – möchte Zenklusen schon lange nicht mehr. Folgerichtig sieht er im Front National ein »genuin linkes Ansinnen« (ebd.: 75), welches »Marxens Forderung« folge, »alle Verhältnisse umzuwerfen, in denen der Mensch ein erniedrigtes, geknechtetes, verächtliches Wesen sei« (ebd.).

In seiner Vorankündigung[3] erklärt Zenklusen die Veröffentlichung seines Sammelbandes als einen »Abschluss« der Beschäftigung »mit dem selben islamophilen Blödsinn«: Er könne, so Zenklusen, »das Arschgesicht des Islam, dieser geistig vollkommen hohlen, aggressiven, hasserfüllten Ideologie nicht mehr weiter sehen« und zitiert dabei Flaubert, der darauf hingewiesen habe, dass man sich im Zuge einer langen Beschäftigung mit ein- und demselben Thema, zu verblöden drohe. Es bleibt zu hoffen, dass Zenklusen sich daran hält – auch zum Wohle seiner eigenen mentalen Gesundheit.

Zenklusen, Stefan; Islamismus und Kollaboration. Der Beitrag von französischen und europäischen Linken und Liberalen bei der Errichtung des Islamismus und Antisemitismus; Osnabrück; 2017

Literatur zu Tariq Ramadan:
Fourest, Caroline; Brother Tariq: The Doublespeak of Tariq Ramadan
Mit dem Buch »Brother Tariq« hat Caroline Fourest ein Buch vorgelegt, das die Doppelstrategie des islamistischen Star-Predigers Tariq Ramadan aufgedeckt hat. Fourest gelingt es zudem – im Gegensatz zu Zenklusen – ihn u.a. aus einem feministischen und progressiven Blickwinkel zu kritisieren.

Zu den Gemeinsamkeiten zwischen Rechtsextremismus und Islamismus:
Weiß, Volker; Die autoritäre Revolte. Die Neue Rechte und der Untergang des Abendlandes
Mit dem Buch »Autoritäre Revolte« gelingt es Volker Weiß nicht nur, die wichtigsten Akteure der »Neuen Rechten« zu portraitieren, sondern auch nicht in Polemik und Pauschalisierungen zu verfallen. Darin zeigt er strukturelle wie auch ideologische Ähnlichkeiten des Rechtsextremismus zum Islamismus auf und schafft es beide Ideologien zu entzaubern.

Zum Ausbleiben der Säkularisierung im Nahen Osten:
Diner, Dan; Versiegelte Zeit. Über den Stillstand in der islamischen Welt
Mit dem Buch »Versiegelte Zeit« hat Dan Diner einen Grundbaustein zur Erforschung der tiefgehenden Krise wie auch der fehlenden Säkularisierung des Nahen Ostens vorgelegt. Diner verharrt dabei nicht nur auf einer rein ideologiekritischen Durchdringung des Gegenstandes, sondern schafft es auch, andere Faktoren wie die ökonomische Beschaffenheit des Vorderen Orients einzubeziehen.

Zum Sonderfall Frankreich bzgl. Säkularisierung und Kirche-Staat-Gesellschaft:
Berlinerblau/Fainberg/Nou (Hg.); Secularism on the Edge. Rethinking Church-State Relations in the United States, France, and Israel
Die Politikwissenschaftlerin Sarah Fainberg untersucht in diesem Buch die Schwierigkeiten des französischen Säkularismus unter dem Vorzeichen von muslimischer Immigration und freier Religionsausübung – unaufgeregt und scharfzüngig.

---

[1] *https://static.homepagetool.ch/var/m_5/5a/5a9/17377/7971483-Deutschland_unter_alles.pdf*
[2] *https://static.homepagetool.ch/var/m_5/5a/5a9/17377/8281403-mail2.pdf*
[3] Ebd.

David Kirsch studiert War & Conflict Studies in Berlin, arbeitet als Research Fellow in der Antisemitismusprävention und ist nebenbei als freier Publizist tätig. torial.com/David.Kirsch

---

Fortsetzung von Seite 10

Zweifel gab es aufseiten der Nazis teilweise an der rassischen Verfasstheit der »Orientalen« (so auch in Mein Kampf), aber nie am Islam. Auch Himmler liebte den Islam und wollte nach dem Krieg islamische Länder besuchen, um die Religion vor Ort zu studieren. Das ist nicht überraschend, denn seine »Friedelehe« konnte er in der Polygamie des Islam als real existierende und praktizierte »entdecken«.[4] Viele hohe Funktionäre kamen zu dem Schluss, dass man mit dem Islam gar keinen NS gebraucht hätte – und kein Italien, auf das man nämlich zu viel Rücksicht in der Islamischen Frage genommen habe, wie Hitler in seinen letzten Tagen bemerkte. Die deutsche Islamophilie wurde gegen nahezu alle europäischen Verbündeten (vor allem Rumänen, Kroaten und Italiener) durchgesetzt, die mehrmals wegen ihrer Islamophobie zurechtgewiesen wurden und hier zeigt sich wiederholt, wie sehr die Ideologie über Zweckrationalität obsiegte. Die Kritik des Islam kann nicht einfach vergessen, dass aufseiten der Nazis recht bald ein ernsthaftes Interesse am Islam herrschte, das in einem instrumentellen Zugang nicht mehr völlig aufging und dem aus dem Islam etwas entgegenkam. Diese Januskköpfigkeit drückte Hitler in einem seiner letzten Führerbunker-Monologe sehr treffend aus: »Denkt nur daran, was wir hätten tun können, um ihnen zu helfen, ja sogar um sie aufzustacheln, wie es sowohl in unserer Pflicht als auch in unserem Interesse gestanden hätte.« Die selbstauferlegte moralische Pflicht, den Islam zu verteidigen, ist letztlich eine sehr deutsche Angelegenheit.

---

[1] Wie etwa auch Michel Houellebecq als »dümmste Religion«. Dieser musste sich daraufhin vor 15 Jahren nicht nur den Vorwurf der Islamophobie und des antimuslimischen Rassismus, sondern auch eine Anklage wegen »Anstiftung zum Rassenhass und zur religiösen Gewalt« einhandelte, die glücklicherweise abgewiesen wurde. Kläger waren neben zahlreichen Islamverbänden auch die »Französische Liga für Menschenrechte«, eine Organisation, die anlässlich der Dreyfus-Affäre gegründet wurde.«
[2] Schützenhilfe bekommen solche Kommentarspaltenaktivisten unter anderen von Daniel Bax, für den der Gegenstand seines taz-Ressorts – das Inland – gar nicht islamisch genug sein kann oder auch Wolfgang Benz, der es schaffte, dem ihm anvertrauten Berliner Zentrum für Antisemitismusforschung den Gnadenstoß zu verpassen.
[3] Dies ist auch die zentrale Schwachstelle des sonst, vor allem aufgrund seines Materialreichtums, sehr lesenswerten Werkes von David Motadel: Für Prophet und Führer. Die islamische Welt und das Dritte Reich. Klett Cotta. 2017; David Motadel: Islam and Nazi Germany's War. The Belkap Press of Harvard University Press 2014. Der Verlag schreibt über das Werk: »David Motadel stellt erstmals umfassend die Islampolitik des NS-Regimes dar. International vielbeachtet veranschaulicht der Historiker, dass und wie sich das Dritte Reich als Schutzherr der Muslime präsentierte. Deren Glauben instrumentalisierte die NS-Elite für geopolitische wie militärische Zwecke.«
[4] *https://www.welt.de/print/die_welt/politik/article124402607/Der-gefuerchtete-SS-Chef-war-zu-Hause-eine-Null.html*

Paulette Gensler lebt in Berlin und schreibt unter anderem für die Jungle World und Bahamas.

Kampfkunst

Paul Schuberth hat Berthold Seligers »Klassikkampf«, ein radikales Buch über den Klassik-Musikmarkt und den »rebellischen Glutkern« der ernsten Musik, gelesen.

Ein sonderbares Nachmittagskonzert in der Kölner Philharmonie im März 2016: Lautes Lachen, Klatschen und Pfeifen eines Teils des Publikums zwingen den iranischen Cembalisten Mahan Esfahani, die Aufführung von Steve Reichs »Piano Phase« nach fünf Minuten abzubrechen. Ein fünfzig Jahre altes Werk der Minimal Music – zu viel Moderne für die Bürger einer Stadt, in der schon im Jahre 1926, nach der skandalträchtigen Uraufführung des großartigen Tanzstückes »Der wunderbare Mandarin« von Béla Bartók, eine weitere Vorstellung verboten worden war! Vielleicht ist dieser Vorfall aber auch Beweis dafür, dass Musik die Sprengkraft, die sie sich immer wieder andichten lässt, tatsächlich besitzt? Das Musikleben als Spiegel gesellschaftlicher Kämpfe: der Fortschritt, vertreten durch die gar nicht so kämpferische Minimal Music, gegen die Reaktion in Form des städtischen Bildungsspießertums, das sich zumindest angesprochen fühlt? Dass ein fünfzig Jahre altes, tonales Werk, das längst seine Aufnahme in den offiziellen Kanon gefunden hat, als öffentliches Ärgernis empfunden wird, bezeugt aber eher ein generelles, gefährliches Gesellschaftsklima, in dem sich der antimoderne Reflex nicht mehr verstecken muss. Wer nun erfreut beobachtet, wie der Musik wieder eine politische, aufklärerische Rolle zugestanden wird, muss also wissen, dass das nur zum Preis des allgemeinen gesellschaftlichen Rückschritts geschieht. Berthold Seliger dreht in seinem neuen Buch den Spieß um: Ernste Musik soll nicht erst als politisch verstanden werden, wenn sie von Kunst- und Menschenfeinden angegriffen wird, sondern wieder selbst eine aktive Rolle einnehmen. Das ist allerdings nur möglich, wenn sie aus den Klauen des Klassischen Musikbetriebs befreit wird; eines Betriebs, der alles dem Dogma der Verkäuflichkeit unterordnet und selbst noch die kleinste widerständisch-künstlerische Regung neutralisiert. Was viele politische denkende, engagierte Musiker und Musikerinnen ahnen, beweist Seliger wortgewandt auf 453 Seiten. Wenn aus dem Vorfall in der Kölner Philharmonie also etwas zu lernen ist, dann dies: Kleine Skandale lenken von größeren ab. In diesem Fall lenkt der kleine Skandal, dass bei einem Konzert das Publikum nicht nach dem Stück, sondern schon während der Aufführung klatscht, davon ab, dass der ganze Musikbetrieb ein einziger Skandal ist.

Schon der Buchtitel verrät, dass es sich bei »Klassikkampf« nicht zuvörderst um eine musiktheoretische Abhandlung, sondern um ein eminent politisches Buch handelt, auch wenn der Autor – übrigens selber Konzertagent – seine Thesen immer wieder präzise mit musikphilosophischer Argumentation untermauert. Die unvermeidlichen Assoziationen zu »Klassikkampf« sind natürlich gewollt; Seliger versteht Klassikkampf durchaus als Klassenkampf, und zwar als Klassenkampf von oben: Das Feudalsystem gegen das aufstrebende Bürgertum und seine Musik, die um 1800 erstmals zur Trägerin von Ideen wurde, konkret etwa: Kaiser Franz I. gegen Beethoven (»Es steckt was Revolutionäres in der Musik!«), später die machtbewusste Bourgeoisie gegen die Neue Musik und ihre Vertreter, von denen nicht wenige die Teilhabe aller Menschen an der Kultur forderten, und, wie Eisler, Webern, Scherchen, die bürgerliche Musik für das Proletariat öffneten. Heute ist es der Musikbetrieb, der das aufrührerische Potential der zeitgenössischen ernsten Musik tilgt, indem er diese aus den großen Konzerthäusern und den Opernhäusern verbannt und sie zu einem Dasein in abgeschotteten Zirkeln und Festivals verdammt. Die Rechtfertigung für diese Praxis ist denkbar perfide. Zuerst wird den Massen der Massengeschmack eingetrichtert, um später mit diesem, ganz der klassischen Marktlogik zufolge, argumentieren zu können: Die Leute wollen ja nichts anderes hören! Die wenigen, die noch ins klassische Konzert gehen, also – den von Seliger zitierten Statistiken Glauben schenkend – die reiche Elite, will vor allem nichts hören, was ihre Hörgewohnheiten infrage stellt, nichts, was eine Ordnung in Frage stellt, die vor allem ihre Ordnung ist. Die ernste Musik ist zum heiteren Statussymbol verkommen. Nichts verdeutlicht dies besser als die neue Elbphilharmonie in Hamburg, das »Luxushotel mit angeschlossenem Konzertsaal« (Kay Sokolowsky). Mäzene haben etwa 79 Millionen der insgesamt über 800 Millionen Euro Baukosten übernommen, im Gegenzug werden Stühle im Konzerthaus oder gleich ganze Foyers nach ihnen benannt. Für andere Sponsoren wird ein eigener Bereich, eine exklusive, luxuriöse Lounge eingerichtet. Die meisten Bewohner der Stadt, die mit ihren Steuergeldern die restlichen 789 Millionen Euro aufgebracht haben, können sich nicht einmal gute Tickets leisten. Doch was wird denen geboten, die sich die Teilhabe an der Hochkultur erkaufen können? Kurz: Altbekannte Werke in nicht irritierenden Interpretationen. Seliger kritisiert die Programmplanung der großen Häuser; Werke aus der Romantik dominieren, und zeitgenössische Komponisten kommen so gut wie gar nicht vor. Angeboten wird, was sich verkaufen lässt. Überhaupt scheint der Klassikbetrieb mittlerweile eher einem Pop-Prinzip zu folgen: Die großen Klassikkonzerne haben ein Star-System etabliert, mit allem, was dazugehört. Junge Geigerinnen müssen sich für Magazine halbnackt ablichten lassen, Sängerinnen werden auf ihre Eleganz oder Schönheit reduziert (oder reduzieren sich selbst, wie Anna Netrebko, die betont: »Ich kenne gar keine lebenden Komponisten«), und der Kult um Dirigentenstars (»Klassikmythos und Showmanship«) wird forciert. Künstler und Künstlerinnen, die sich dem entziehen wollen, haben kaum eine Chance. Seliger lässt diese »Dissidenten der Kulturindustrie«, tote und lebende, etwa Friedrich Gulda, Maurizio Pollini, Igor Levit, Patricia Kopatchinskaja oder Christian Gerhaher, ausführlich zu Wort kommen. Diese wussten und wissen über die Probleme des Betriebs Bescheid – doch außerhalb dieses gibt es keine künstlerische Existenz, also müssen auch sie sich manchen Vorgaben der Klassikkonzerne beugen oder sich Eingriffe in die Programmgestaltung gefallen lassen, wie etwa die Geigerin Janine Jansen berichtet.



Seliger schreibt: »Bei den großen Plattenfirmen [wirft man] […] möglichst viele Künstler an die Wand, und wer kleben bleibt (also viele Alben verkauft), mit dem wird weitergearbeitet.« Doch die Klassikindustrie liegt am Boden, die Konzertbesucherzahlen stagnieren, Orchester werden aufgelöst und Alben werden überhaupt kaum mehr verkauft. Also setzt man auf Zusammenarbeit mit »zum Teil kriminelle[n] Großkonzernen«, die die Möglichkeit des Klassiksponsorings zum Zwecke des »whitewashing« dankend annehmen, lässt Streichquartette direkt in Firmen konzertieren, unterstützt Audi dabei, zu Werbezwecken ein Video mit einer »rekomponierten« Version von Wagners Parsifal zu drehen, oder man erweitert die Produktpalette selbst und bringt Erzeugnisse wie das »Lang-Lang-Parfum« – ein Topseller – auf den Markt. Auf gnadenloses Crossover zu setzen, ist eine andere Möglichkeit, die Seliger schon an anderer Stelle ausführlich beschrieben hat. Produzenten dürfen Klassiker der Klassik »rekomponieren«, Werke von Schubert oder Smetana werden unter einer Schicht aus »sanft pluckernden Electronica-Elementen« begraben, Vivaldi wird gar »kernsaniert«. Oder aber es werden einfach wahllos Werke der ernsten Musik auf Samplern wie »Baby-Klassik II«, »Bach for Breakfast«, »Classically Chilled«, »Après-Ski Classics« zusammengepfercht. Man könnte diese Versuche einfach belächeln, würden sie nicht so furchtbare Konsequenzen zeitigen. Wenn ernste Musik offiziell nur mehr zum Accessoire, zum Statussymbol taugt, gleichzeitig die »Marken DNA« eines Großkonzerns transportieren soll, wenn sie vermeintlich aus einer Ansammlung von schönen Stellen besteht, die man wahllos aneinanderreihen kann, wenn also Musik ihres wahren Kerns, der nach Seliger ein »rebellischer Glutkern« ist, beraubt wird, dann muss auch der interessierte Hörer, der sich noch wirklich mit den Werken auseinandersetzen will, zum Musikhörigen (Stuckenschmidt) verkommen; ein Kulturkonsument, der alles glaubt, was er hört, und dabei glaubt, wirklich schon zu hören. Das wiederum beschädigt aber die größten Werke selbst, die von jeglichen widerständigen Resten befreit werden. Mozart muss mozartkugelkompatibel gemacht werden, ihm widerfährt, wie es Adorno schöner formuliert hat, eine »Transvestition des Humanisten ins Stilkleid«, und Beethoven wird vor allem als Hymnenlieferant bewundert. Da aber die Konsumenten bewusst dazu erzogen werden, diese Kodierungen ungefragt hinzunehmen, verbleiben nur mehr vereinzelt Hörer, die erforschen wollen, was es mit einem bestimmten Werk tatsächlich auf sich hat. So verliert ernste Musik die letzten Überbleibsel ihres vielbeschworenen subversiven Potentials, das über die bestehende Gesellschaft hinausweisen könnte.

Seliger polemisiert selber gegen die Achtundsechziger und ihre Kunstfeindlichkeit, er hält es auch nicht mit Pierre Boulez, der forderte, die Opernhäuser in die Luft zu sprengen; es ist ihm also nicht daran gelegen, die bürgerliche Kultur anzugreifen, er will sie bloß der Kontrolle durch die Eliten entreißen und sie für die outerclass zugänglich machen. Das soll nicht durch eine schlechte Demokratisierung geschehen, also durch die Anbiederung der ernsten Musik an den Massengeschmack. Viel eher soll den Schichten, denen weder gesellschaftliche noch kulturelle Teilhabe zugestanden wird, der Zugang zur Bildung ermöglicht werden. Dieser widmet Seliger ein ganzes Kapitel, das vor allem eine sehr gute Zusammenfassung der Kritik am neoliberalen Verständnis von Bildung darstellt, aber auch konkrete Vorschläge zur Veränderung beinhaltet. Es wäre hier auch interessant gewesen, auf die mit den allgemeinen Trends korrespondierenden Entwicklungen an den Musikhochschulen näher einzugehen. Dort verdrängen sukzessive Fächer, die Selbstoptimierung und -vermarktung propagieren und auf die bestmögliche Unterwerfung unter die Zwänge des Betriebs vorbereiten sollen, theoretische Fächer wie etwa Gehörschulung und dergleichen.

In »Klassikkampf« findet sich auch ein ganzes Kapitel über Beethoven, das das Buch mit einer ganz spezifischen Deutung der Schlussakkorde der Fünften Sinfonie beschließt. Nach der Lektüre stellt sich eine wunderbare Euphorie ein – ist der Klassikbetrieb erst einmal umgekrempelt, sind die Musiktheater dieser Welt einmal erobert, wird die Revolution nicht mehr lange auf sich warten lassen! Die bedingungslose Liebe zur durch das Gewerbe gegängelten Musik stachelt Seliger zu einem revolutionären Elan an, der ansteckend ist.

Doch vielleicht liegt hier das einzige Problem des Buches. Was ist, wenn die *outerclass*, lernt sie endlich Bach & Beethoven kennen und schätzen, die *Neunte* oder die *Kunst der Fuge* abends auch nur auflegt, um sich abzulenken und die erneute Lohnkürzung besser ertragen zu können, anstatt – infiziert von der rebellischen Energie dieser Werke – zu neuem Klassenbewusstsein zu gelangen und eine Welt zu erkämpfen, die ganz ohne *lower-, under- und outerclasses* auskommt?

Nie würde ich es öffentlich zugeben, aber vielleicht tendieren wir Musiker dazu, unser Spezialgebiet zu ernst zu nehmen. Kunst schafft es als eines der wenigen Dinge im Leben, dem Menschen vorzuführen, dass er sich theoretisch vom Werkzeug und vom Tier unterscheiden könnte. Sollten die Massen zu dieser Einsicht, die vor allem eine Aussicht ist, aber auch ohne Musik gelangen, soll es mir recht sein.

Paul Schuberth lebt als Musikstudent in Linz.

Untergrabungen am Rande

Felix Riedel über die bürgerliche Ideologie beim Raubbau an den natürlichen Ressourcen.

»Und jeder Fortschritt der kapitalistischen Agrikultur ist nicht nur ein Fortschritt in der Kunst, den Arbeiter, sondern zugleich in der Kunst, den Boden zu berauben, jeder Fortschritt in Steigerung seiner Fruchtbarkeit für eine gegebne Zeitfrist zugleich ein Fortschritt im Ruin der dauerhaften Quellen dieser Fruchtbarkeit. Je mehr ein Land, wie die Vereinigten Staaten von Nordamerika z.B., von der großen Industrie als dem Hintergrund seiner Entwicklung ausgeht, desto rascher dieser Zerstörungsprozeß. Die kapitalistische Produktion entwickelt daher nur die Technik und Kombination des gesellschaftlichen Produktionsprozesses, indem sie zugleich die Springquellen allen Reichtums untergräbt: die Erde und den Arbeiter.«
(Karl Marx: MEW 23. 529f)

Diese Passage von Marx wie auch seine Debatten der Holzdiebstahlgesetze zeugen von einem ökologischen Bewusstsein, das aus der akuten Entwaldung Mitteleuropas bis zum 19. Jahrhundert erwuchs. Das Kapital wollte stets schneller wachsen als der Wald. Raubbau an den natürlichen Ressourcen bedeutet für den Akkumulationsprozess: keine Investition in Landkauf, Förster, Fischzüchter oder Wildhüter. Ein Wald im Zentrum der Produktion, wo am Boden unterschiedliche, in Bürokratie geronnene Interessen zerren, wird stets weniger Profit abwerfen als einer in der Peripherie, den ein Regime verramscht. Darüber hinaus kann Natur, anders als der Arbeiter, keinen Widerspruch leisten. Die Krisen der Natur sind stets nur durch den Menschen hindurch spürbar, als mittelbare Verletzung seiner Interessen. Natur als ein für sich Seiendes hat der Animismus in Projektionen von Naturgeistern aufgerichtet, die Aufklärung zerstört diese in anthropozentrischen Setzungen: Natur ist durch und für den Menschen. Der Mensch verteidigt Natur gegen den Raubbau, und der Appell an das Eigeninteresse der betroffenen Klassen – etwa der Verlust von trinkbarem Wasser – bleibt vom Egoismus ebenso durchwirkt wie der ästhetische Appell, eine Tierart um ihrer subjektiv empfundenen Schönheit willen zu erhalten. Gerade der bürgerliche Egoismus spürt diesen Egoismus: es gehe den Naturschützern skandalöserweise um sich selbst und nicht, wie dem Bourgeois, um den allgemeinen Fortschritt der Menschheit.

Der Schutz der Natur aus Eigennutz gerät in das Räderwerk der politischen Ökonomie: Der Eigennutz der individuellen Kapitalisten lässt sich allenfalls dort einschränken, wo die Einschränkung auch seine Konkurrenz betrifft – es drängt das Kapital aber in die Ritzen und Grauzonen solcher Einschränkungen, und damit in die Peripherie. So verlagern sich Probleme wie der Raubbau an Fischen, Holz und Bodenschätzen strukturell in schwächere Staaten. Der ideelle Gesamtkapitalist, als der der Nationalstaat auftritt, schreitet als Instanz des Naturschutzes nur dort ein, wo der Produktionsprozess gefährdet ist. Die natürliche Kurzsichtigkeit der kapitalistischen Produktionsweise und die verzögerte Wirkung von Schäden an Ökosystemen verhindert langfristige, transgenerationale Rechnungen. Ob das Öl in fünfzig oder hundert Jahren rapide zur Neige geht, interessiert lediglich eine künftige Generation, die als Betrogene den Raubbau den dann Verstorbenen vorwerfen kann. Von einem futuristischen Markt lässt sich aber nichts in Echtzeit produzieren und der Kapitalismus funktioniert nun einmal in Echtzeit – was seine dauernde Strategie zur Verlagerung von Lohnforderungen in die Zukunft erklärt. In einer globalisierten Ökonomie sind die Profiteure der Ausbeutung ohnehin nicht mit den Konsequenzen der Zerstörung konfrontiert. In Konkurrenz mit anderen Staaten werden Nationalstaaten nicht auf eigene Rechnung globale Krisen einschränken. Ein ideeller Gesamtkapitalist oder Weltsouverän, der sich demokratisch legitimieren müsste, existiert nicht. Die freiwillige Übereinkunft der Staaten etablierte den CO2-Zertifikatenhandel, ein nutzloses Instrument, während gleichzeitig eine der größten CO2-Quellen entstand, die Brandrodung von Torf- und Regenwäldern für »nachhaltiges« Palmöl, das wiederum den Interessen der Industriestaaten zu Gute kam.

Zusätzlich verfügen gerade die Nutznießer der Industrialisierung in Europa und den USA über sehr gutmütige Ökosysteme, die sich selbst von massiver Entwaldung und Übernutzung erholen konnten, während in den südlichen Ländern die Witterungseinflüsse irreversible Laterisation, Erosion und Auswaschung von Tonmineralen produzieren. Die Regeneration von montanen oder tropischen Humusböden braucht tausende Jahre. Der Süden hat daher zwangsläufig durch ökologische Krisen mehr ökonomischen und ökologischen Schaden erlitten als der Norden, während sein ökonomischer Hebel sich auf einen des moralischen Appells reduziert. Die Rohstoffe müssen die abhängigen Staaten verkaufen wie das letzte Hemd, ob sie wollen oder nicht. Man sitzt eben nicht im gleichen Boot und die globale Bourgeoisie weiß das. Dieses Bewusstsein fördert Ersatzhandlungen, die wiederum doppelt egoistisch motiviert sind. Ökotourismus soll den Entwicklungsländern die Bewahrung von letzten Regenwäldern schmackhaft machen, die für Kakao, Kaffee und Palmöl dezimiert wurden. Das Paradoxon des Ökotourismus ist: Der Erhalt von Naturschönheit bedarf des unzuverlässigen ästhetischen Empfindens einer Klasse, die auf Kosten von Natur in die entlegensten Winkel der Welt so regelmäßig und zahlreich fliegen kann, dass dort genug Geld bei Einheimischen ankommt, damit diese vom Verzehr von Affenfleisch oder dem Einschlag von Edelhölzern absehen können, während sie den Touristen Kaffee und Rindfleisch servieren. Ökotourismus ist für Entwicklungsländer nichts als ein globales »Trickle-Down«, das an Stellen durchaus funktioniert, aber auf Ungleichheit zwingend angewiesen ist.

Foto: Otto Saxinger

Das auf den bürgerlichen Egoismus verpflichtete öffentliche Bewusstsein ist in nationalökonomischen und technokratischen Ideologien gefangen. Aller Voraussicht nach wird die Menschheit – zwei Grad Klimaveränderung hin oder her – Schlüsselrohstoffe in diesem Jahrhundert weitgehend vernutzt haben, ohne eine gerechte und freie Gesellschaft entstehen haben zu lassen. Die entstandenen Waren sind meist kurzlebiger Natur: Elektronik, Betonbauten, Kitsch. Am Ende der Vernutzung der Rohstoffe stehen – aller historischen Erfahrung nach – Hunger, Armut, Sklaverei, Krieg und letztlich Genozid. Die Ahnung davon begünstigt Apokalyptik als letzten Appell an den bürgerlichen Egoismus. Gegen solchen religiös anmutenden Alarmismus setzt dieser Fortschrittsideologie: Die nächste Produktivitätssteigerung, sogar unendliche Energiequellen oder gentechnologisch Wunder seien schon unterwegs, als würde Umverteilung je vor technologischen Hürden stehen. Wird es bürgerlicher Ideologie doch mulmig, stimmt sie selbst in Apokalyptik ein: lieber die Welt untergehen sehen, als etwas an der Produktionsweise und den Besitzverhältnissen zu ändern.[1]

Ihr Fortschrittsversprechen beruft sich auf die Erfolge der »grünen Revolution«. Ertragreiche Weizensorten wurden mit Halbzwergsorten gekreuzt, um stabile Halme für große Ähren zu erhalten. Ernten wurden mit solchen neuen Sorten, Düngern und Spritzmitteln verdoppelt, Hunger regional eingedämmt. Dieses Wachstum ist jedoch logistisch beschränkt, und hier nähert sich bürgerliche Ideologie dem Maoismus an: Auch dieser versprach, in wenigen Jahren die Weizenproduktion des Westens einzuholen mit neuartigen Züchtungen und Lyssenkos »Techniken«, ein gefälschtes Foto zeigte Kinder, die auf einem dichten Ährenteppich saßen. Zugleich ließen Mao Tse-Tung und seine Junta Dezimillionen verhungern. Bürgerliche Ideologie verspricht ebenso utopistische Produktionssteigerungen, die jedoch in gegenwärtigen Marktbedingungen keine Abnehmer mehr fänden, die sich den Erwerb leisten könnten. Das Problem ist nicht mehr, 9,8 Milliarden Menschen im Jahr 2050 und 11,2 im Jahr 2100 zu versorgen, sondern die gerechte Verteilung der Lebensmittel, die sich auf absehbare Zeit weiterhin in den Kühltruhen und Süßwarenregalen des Westens materialisieren.[2] Die Dezimierung der Meereslebewesen wird sich hier zuletzt negativ bemerkbar machen. »Luxus für Alle« war objektiv stets eine unrealistische Forderung, Spiegelbild sowohl bürgerlichen Fortschrittversprechens, wie auch des Maoismus. Auf globaler Ebene wird zwar relative Nahrungssicherheit für Grundnahrungsmittel herrschen können, die Mangelwirtschaft in den Bereichen Wohnen und Infrastruktur werden aber bleiben oder sich verschärfen mit der Urbanisierung, die im Trikont Slums, Abhängigkeit und Vermarktung der Arbeitskraft zu jedem Preis bedeutet. Niemals werden alle Menschen den westlichen Lebensstandard, den aktuellen Verbrauch an Holzfasern und Primärenergie erreichen können.

Währenddessen potenzieren sich die Wechselwirkungen zerstörter Natur. Unter schmelzenden Gletschern liegt dunkles Geröll, das sich stärker erwärmt. Schmelzende Tundren entlassen Methan. In wärmeren Gewässern breiten sich Moskitos aus. Die explodierenden Städte werden aus Sand gebaut, der Küsten und Flüssen abgegraben wird. Was Holz angeht, schlittern tropische Staaten wie Ghana ungebremst aus dem Exportstatus in den Importstatus, während Holzkohle für die Massen nach wie vor Primärenergieträger bleibt. Bevölkerungsraten werden von radikalem Christentum und Islamismus künstlich erhöht. Gerade deshalb riskiert die Konzentration auf abstrakte Größen wie Klima oder neuerdings die Insektenmasse, die zahllosen lokalen, regionalen, spezifischen Probleme von Ökosystemen in schlechte Allgemeinheit aufgehen zu lassen, von der stets die globale Bourgeoisie profitiert. Geschützt wird das Klima der westlichen Staaten, die Produktionsverhältnisse bis zum Untergang verteidigen werden. Nachdem die Revolution ausblieb und eher unwahrscheinlicher wird, setzt die globalisierte ökologische Krise dem Akkumulationsprozess und mit ihm weiten Teilen der Menschheit einen Endpunkt, der bestenfalls in autoritärer Mangelwirtschaft besteht.

---

[1] Teile dieses Textes beziehen sich auf Hans Magnus Enzensbergers 1972 verfassten Text: »Zur Kritik der politischen Ökologie« in Kursbuch 33.

[2] United Nations 2017: »World Population Prospects«.
2. *https://esa.un.org/unpd/wpp/Publications/Files/WPP2017_KeyFindings.pdf*

Felix Riedel ist promovierter Ethnologe, freier Autor und betreibt die Websites www.nichtidentisches.de, www.felixriedel.net *und* www.hexenjagden.de

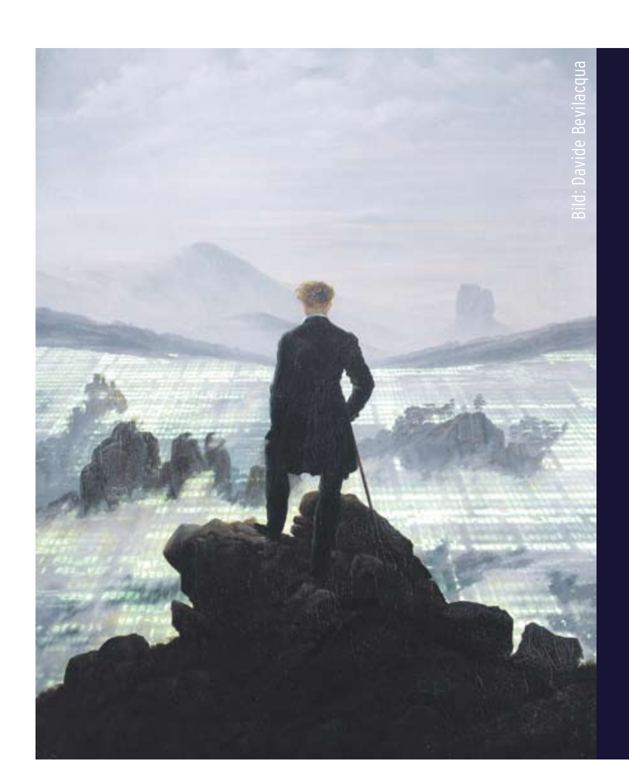


Bild: Davide Bevilacqua

HIC SVNT DRACONES

SERVUS.AT ARTISTIC RESEARCH LAB

DO, 7. DEZ 2017, ERÖFFNUNG UM 19 UHR

KUNSTRAUM GOETHESTRASSE XTD

Frühe Weltkarten und Seekarten kennzeichneten unbekannte Orte mit Fabeltieren wie Seeschlangen und Seeungeheuern. Neben fiktiven Inseln und mythologischen Gestalten prägten die Ausdrücke HIC SVNT DRACONES die unentdeckten Gebiete.

Das künstlerische Forschungslabor von servus.at widmete sich 2017 dem Thema der digitalen Kartographie und dem Mapping. Ausgangspunkt der diesjährigen Recherche war die Frage, ob es in der technologiebasierten Informationsgesellschaft noch etwas gibt, das entdeckt werden kann. Obwohl digitale Technologien eine Art »kartographische Renaissance« (Trevor Paglen) fördern, bleiben Karten kein neutrales Medium, sondern ein Instrument von Macht und Kontrolle – eine Eigenschaft, die sich durch die technologische Entwicklung verstärkt. Was wird aber durch dieses technische Paradigma verloren? Wie hat sich das Entdecken über das Internet weiterentwickelt? Wie hat die technologische Infrastruktur die physische Landschaft verändert?

Im Research Lab suchen Davide Bevilacqua, Veronika Krenn, Franziska Thurner, Hanna Priemetzhofer und Us(h)i Reiter nach Glitches und Fehler in den Kartierungstechnologien, experimentierten situationistische Praktiken um die Stadt neu zu erkunden, und alternative Werkzeuge, um Informationen über die Landschaft zu generieren und zu verteilen.

Prima Klima

Einen Streifzug durch irrationale Rationalisierungen im Umgang mit dem Klimawandel unternimmt S*venna Triebler.*

Die Älteren unter uns erinnern sich vielleicht noch: In den 1980ern schlugen Wissenschaftler Alarm, weil die Konzentration von atmosphären- und klimaschädlichen Gasen bedrohliche Ausmaße angenommen hatte. Die Substanzklasse mit dem Namen Fluorchlorkohlenwasserstoffe (FCKW) schädigt die Ozonschicht, die so etwas wie den natürlichen Sunblocker der Erde darstellt, und trägt überdies, pro Molekül gerechnet, etwa 10.000mal stärker zum Treibhauseffekt bei als Kohlendioxid. Und das Zeug war überall: in Haarsprays, Kühlschränken und in der Reinigung von Textilien und elektronischen Bauteilen.
Die Existenz ganzer Industriezweige schien vom Einsatz der FCKW abzuhängen.
Was dann geschah, scheint aus heutiger Sicht fast unvorstellbar. Im Montrealer Protokoll von 1987 verpflichteten sich 196 Staaten zunächst zu einer drastischen Reduzierung der Ozonkiller; und da schnell klar wurde, dass dies nicht ausreichen würde, folgte 1990 der Beschluss, bis zum Jahr 2000 weltweit komplett aus der FCKW-Produktion auszusteigen. Mit Erfolg: Das Ozonloch über dem Südpol existiert zwar immer noch, da die Verbindungen sehr langlebig sind, seit 2014 belegen Messungen jedoch, dass sich die Ozonschicht auf dem Weg der Erholung befindet. Es wird erwartet, dass sie um das Jahr 2070 herum vollständig wiederhergestellt sein wird.
Vielleicht noch erstaunlicher als diese Erfolgsgeschichte ist im Vergleich mit der heutigen Klimadebatte allerdings noch etwas anderes: Eine nennenswerte Bewegung von »FCKW-Leugnern« gab es nicht - auch wenn die Chemielobby eine Zeitlang versuchte, sich gegen ein Verbot zu wehren, etwa mit der Behauptung, der Stand der Forschung rechtfertige bislang kein Eingreifen (zur gleichen Zeit verzeichnete Australien aufgrund der verstärkten UV-Strahlung gerade einen dramatischen Anstieg von Hautkrebserkrankungen). Niemand versuchte, den Ozonschwund wahlweise für nichtexistent oder als natürliche Schwankung zu erklären, die nichts mit den FCKW zu tun habe. Weder wurde die Erwähnung des Themas aus dem Schulunterricht verbannt, noch behinderten Politiker aktiv die Forschung an dem Problem. Und selbst der damalige US-Präsident Ronald Reagan, obschon mehr für markige Worte als für überragende Geistesgaben und diplomatisches Geschick bekannt, kam nicht auf die Idee, feindliche Mächte einer Verschwörung gegen die USA zu bezichtigen.

Selbst ohne diese Faktoren, die man als Anhänger der reinen Lehre vom freien Markt als Wettbewerbsverzerrung abtun könnte, blieben weitere Hindernisse für die Energiewende: Wären staatliche Eingriffe ins Wirtschaftsleben vor 30 Jahren bereits so verpönt gewesen wie heute, stünde es wohl schlecht um die Ozonschicht. Nur in China, dessen Kommandokapitalismus man dennoch nicht mögen muss, ist diese neoliberale Doktrin noch nicht so richtig angekommen, und so ist es kein



1962 brüstete sich die Firma »Humble Oil« in einer Anzeige noch, täglich 7 Millionen Tonnen Gletscher schmelzen zu können

Das Sein …

Die Auswirkungen der Erderwärmung sind ungleich verheerender und treffen nicht nur Pinguine und die paar Menschen, die das Pech haben, am falschen Ort zu wohnen, sondern den gesamten Planeten. Warum also tut sich die Menschheit so ungleich schwerer, etwas gegen den Klimawandel zu unternehmen, beziehungsweise damit, diesen überhaupt als Realität anzuerkennen?
Zum einen liegt das fraglos gerade am Ausmaß des Problems: Die FCKW erwiesen sich schnell als verzicht- oder wenigstens ersetzbar (dass die nun verwendeten Substanzen wiederum starke Treibhausgase sind, steht auf einem anderen Blatt). Fossile Energieträger dagegen bilden das Fundament unserer Wirtschaftsordnung, wie wir sie von Anbeginn der Industriellen Revolution an kennen. Einen rollenden Güterzug mit 50 Waggons voller Kohle bringt man nun einmal nicht auf hundert Metern zum Stehen. Was an sich aber kein Grund wäre, den Bremsweg unnötig zu verlängern oder gar unbekümmert weiter auf den Abgrund zuzurasen. Wäre der Kapitalismus die rationale Veranstaltung, für die ihn Ökonomen gerne halten, müsste die Energiewende also längst in vollem Gange sein; schließlich ist absehbar, dass die Erderwärmung umso teurer werden wird, je weiter sie voranschreitet. Bekanntlich leben wir aber nicht in einer Welt aus dem Gemeinschaftskundebuch, in der das Handeln des »Homo oeconomicus« unter dem Gesetz von Angebot und Nachfrage zur fairen Aushandlung von Interessen und damit zur größtmöglichen Zufriedenheit aller Beteiligten führt. Vielmehr ist das oberste, wenn nicht das einzige Gesetz des Kapitalismus die Produktion von Mehrwert zur Generierung von noch mehr Mehrwert – und dem ist es egal, wie er zustandekommt.
Hat man unter den konkurrierenden Einzelkapitalen beispielsweise Energiekonzerne, deren Kohlekraftwerke sich längst amortisiert haben und jetzt munter Profit und CO2 vor sich hinproduzieren, liegt auf der Hand, dass diese Unternehmen einen Wettbewerbsvorteil gegenüber Anbietern von erneuerbaren Energien haben, die ihre Infrastruktur erst aufbauen müssen. Darüber hinaus haben diese Platzhirsche das nötige Kleingeld, politische Entscheidungen per Lobbyarbeit in ihrem Sinne zu beeinflussen – oder sich gleich Posten in der Politik zu sichern. So geschehen in den USA, wo mit Energieminister Rick Perry und dem Chef der Umweltbehörde EPA, Scott Pruitt, zwei Herrschaften mit besten Kontakten zur Öl- und Gasindustrie an zentralen Schaltstellen sitzen, um die Agenda der Branche umzusetzen.[1]

Zufall, dass die größte Volkswirtschaft der Welt inzwischen Vorreiter im Ausbau der erneuerbaren Energien ist. Aber auch dort wird man nicht so schnell komplett auf die Kohleindustrie verzichten können, von der ja auch zahlreiche Arbeitsplätze abhängen.[2]

… bestimmt das Bewusstsein

Eine Erörterung, warum der Zwang zum Verkauf der Arbeitskraft ein grundsätzliches Problem des Kapitalismus darstellt, würde an dieser Stelle zu weit führen. Als Beispiel, welche schrägen Argumente das hervorbringen kann, sei aber Armin Laschet erwähnt. Der CDU-Politiker ist Ministerpräsident des Kohlelandes NRW, denkt aber im Zuge der Koalitionsverhandlungen im Bund auch an die Brüder und Schwestern im Osten: »Wenn Braunkohlewerke in der Lausitz schließen und das die Erwerbsgrundlage für Tausende Menschen entzieht, dann haben Sie demnächst 30 Prozent AfD.«
Mal abgesehen davon, dass auch der frustrierteste Mensch keine rechtsradikale Partei wählen würde, wenn er nicht schon eine entsprechende Grundhaltung mitbringt, bleibt nach Laschetscher Logik also nur die Wahl zwischen Klimakatastrophe und Protofaschismus. Tatsächlich allerdings wäre das eher die Entscheidung zwischen Weltuntergang mit oder ohne AfD, denn wie es sich für eine Partei gehört, deren Weltbild auf massiver Wahrnehmungsverzerrung beruht, glaubt man dort auch nicht an den menschengemachten Treibhauseffekt. Die entsprechenden Passagen im Parteiprogramm lesen sich wie eine Hitliste des Klimawandelleugnens: Das Weltklima hat schon immer geschwankt,[3] die Prognosen der Wissenschaft stimmen nicht mit den Beobachtungen überein (Spoiler: Doch, tun sie; und je mehr Messungen hinzukommen, umso alarmierter sind die Klimaforscher), und überhaupt ist Kohlendioxid ja etwas Gutes, weil nötig fürs Pflanzenwachstum.[4]
Eine reaktionäre Politik ist also nicht nur Gift für das gesellschaftliche, sondern auch für das Weltklima, wie nicht zuletzt der Ausstieg der USA aus dem internationalen Klimaabkommen beweist. Und es verwundert auch nicht, dass diejenigen, die besonders aggressiv auf jede Art von Veränderung reagieren, auch die originellsten Einfälle haben, um die globale Erwärmung wegzuerklären.
Man muss den Klimawandel allerdings nicht rundweg abstreiten, um den Ernst der Lage zu kleinzureden. Denn eins können Menschen besonders gut: nämlich, auch noch die dümmsten Dinge rationalisieren, wenn es den eigenen Interessen dient. (Es ist z.B. immer wieder erstaunlich, wie Menschen, die ihr Leben lang mit einem Kleinwagen wunderbar klargekommen sind, plötzlich unzählige zwingende Gründe für die Anschaffung eines SUVs entdecken, sobald das nötige Kleingeld vorhanden ist.) Auch die Äußerungen von Herrn Laschet fallen in diese Kategorie – man könnte ihn ja mal fragen, ob er wegen der Arbeitsplätze auch für die Legalisierung des Heroinhandels ist, von dem schließlich auch viele Menschen leben.
Dass die Bevölkerung der Industrienationen ihren Konsum eigentlich drastisch einschränken müsste, hört niemand gerne; und so reagieren die einen mit Verleugnung, andere mit Verdrängung beziehungsweise einer »Nach uns die Sintflut«-Haltung. Bestenfalls hofft man auf eine grüne Marktwirtschaft, in der es sich dank neuer Technologien weiterleben lässt wie gewohnt. Das ist allerdings schon wegen des inhärenten Zwangs zum Wachstum illusorisch; für die meisten aber offenbar leichter vorstellbar als Szenarien für einen geordneten Ausstieg aus dem Kapitalismus, bevor dieser sich auf wenig menschenfreundliche Weise selbst überwindet. So lasst uns denn ein Apfelbäumchen pflanzen und im Bioladen einkaufen.

---

[1] So etwas wäre in Europa natürlich undenkbar. Auf unserer Seite des Atlantiks müssen Politiker wie etwa Gerhard Schröder ihre Treue zur Industrie erst unentgeltlich beweisen, bevor diese sich mit einem Vorruhestand im Aufsichtsrat revanchiert.

[2] Zu Erfolgen und Problemen der chinesischen Klimapolitik empfiehlt sich zur Vertiefung ein Beitrag des Deutschlandfunks vom 3. November 2017, nachzuhören und -lesen unter *http://www.deutschlandfunk.de/millionen-jobs-in-gefahr-chinas-abhaengigkeit-von.724.de.html?dram:article_id=399777*. Nicht unerwähnt sollte in diesem Zusammenhang außerdem bleiben, dass in China auch viel Energie in die Herstellung von Exportartikeln fließt. Es wäre mal interessant, die jeweiligen nationalen CO2-Bilanzen nicht danach zu berechnen, wo die Produktion, sondern der Konsum stattfindet.

[3] Das hat es tatsächlich. Wer sich ein Bild davon machen möchte, welche Auswirkungen beispielsweise ein dramatischer – in diesem Fall durch den Ausbruch von Megavulkanen verursachter - Temperaturanstieg vor rund 250 Millionen Jahren hatte, möge die Begriffe »Perm«, »Trias« und »Massenaussterben« googeln.

[4] Wer so argumentiert, könnte aus der Erkenntnis heraus, dass Kochsalz für den menschlichen Körper nötig ist, ja mal ein halbes Pfund davon zu sich nehmen. Dann wäre schnell Schluss mit dem Unsinn, wegen akutem Organversagen.

Svenna Triebler lebt in Hamburg und schreibt für die Zeitschriften Konkret und Jungle World.

»Sie haben alles aufgeschrieben, aber von nichts gewusst«

Filiz Demirova über Macht, Ausschluss und die Darstellung von weißem Wissen im Fach Ethnologie.

Als ich 2013 zu studieren begann, hatte ich bereits eine Vorahnung, dass die Ausbildung in diesem Institut mit meiner sozialen und politischen Position stark verbunden sein wird. Mich motivierte die Tatsache, dass ich bald in der Lage sein würde aus dem Fach heraus eine »legitime« Kritik zu formulieren und eine neue Perspektive auf das Erforschen von Roma durch anthropologische Methoden zu entwickeln. Dies wollte ich tun, indem ich problematische Herangehensweisen oder rassistische Annahmen sichtbar mache. Doch gerade das, was ich als meine Vorteile betrachtete, meine Sozialisation und meine Positionierung, werden als Nachteile bewertet. Dies wird markiert durch die Aussagen wie, ich sei unwissenschaftlich. Letztlich erlangte ich dadurch Kenntnisse über die Erhöhung weißen Wissens, die Aufrechterhaltung von Macht und die Abwertung von »Anderem« Wissen.

»Sie haben alles aufgeschrieben, aber von nichts gewusst«

Melanie Spitta

Der Titel »Sie haben alles aufgeschrieben, aber von nichts gewusst.« (Seybold 2005: 20) ist von Melanie Spitta (1946-2005), Filmemacherin, Bürgerrechtlerin und Publizistin. Sie realisierte Ende der 1980er Jahre mit der Regisseurin Katrin Seybold das Filmprojekt »Das falsche Wort. Wiedergutmachung an Zigeunern in Deutschland?«. Robert Ritter und Eva Justin untersuchten 1938 die Großfamilie von Melanie Spitta. Kurz danach floh die Familie aus Deutschland nach Belgien, dennoch überlebten nur wenige Auschwitz. Am Anfang von »DAS FALSCHE WORT« sagt Melanie Spitta: »Dafür habt ihr Deutschen Mut aufgebracht. Aber dafür einzustehen, wie diese Morde zustande gekommen sind und zugelassen wurden, fehlte den meisten von euch der Mut«. Durch ihre Recherchearbeit, Filmprojekte und Engagement, wurden Dokumente, Fotos und Videomaterial der Öffentlichkeit zugänglich gemacht, die im Verborgenen gehalten werden sollten[1].

Nach der Sendung des Films im deutschen Fernsehen schrieb Hermann Arnold einen empörten Brief an den damaligen Intendanten des ZDF Dieter Stolte. Er war in der Nachkriegszeit ein Gefängnispsychiater und Medizinalrat im Gesundheitsamt Landau und Sachverständiger für »Zigeunerfragen« beim Bundesfamilienministerium[2] (Seybold 2005: 8). In dem Brief beschuldigte er die Filmemacherinnen der Verleumdung. Am Ende des Films schloss Melanie Spitta folgendes Fazit über die Rasseforscher_innen und die Polizei: »Sie haben alles aufgeschrieben, aber von nichts gewusst« (Seybold 2005: 20). Die Konklusion verdeutlicht die Widersprüchlichkeit der Argumentation nichts über einen Völkermord gewusst zu haben, obwohl sie die wissenschaftlichen Grundlagen geschaffen hatten.

Reaktionen

Ende der 1950er Jahre hatten einige Sinti mit Prof. Siegmund Wolf versucht Eva Justin vor Gericht zu bringen. Hermann Arnold wurde dazu als Sachverständiger vernommen und schrieb dies an den ehemaligen Kriminalinspektor bei der Reichszentrale für das Zigeunerunwesen, Josef Eichberger, damals bereits wieder Leiter der Bayerischen Landfahrerzentrale (Seybold 2005: 10-11):

»Gegen Fräulein Dr. Justin scheint man zu intrigieren. Ich bin der Meinung, daß das ein riesen Unsinn ist, denn man kann nicht aus den Verhältnissen von 1958 heraus Dinge erörtern, die im Jahre 1940 geschehen sind. Schließlich ist die Zeit auch ein versöhnender Faktor und wenn über eine dumme Sache endlich Gras gewachsen ist, sollte man nicht einem Esel erlauben, es wieder wegzufressen« (Seybold 2005: 11).

Für Hermann Arnold ist eine Kritik zu formulieren oder eine Intrige zu stellen gleichwertig. Notwendige Schritte für die Aufarbeitung der Verbrechen stempelt er als heimtückisch ab. Die Zeit versteht er als etwas, in der das Schweigen und Verdrängen ausgeübt wird und Vergangenheit nicht bewältigt werden kann. Das Vergasen und Verbrennen von Millionen von Menschen titulierte er als »dumme Sache«, über die endlich Gras gewachsen sei. In dem Zusammenhang ist zu fragen, ob das Gras als ein Symbol für den deutschen Wohlstand, das deutsche Wirtschaftswunder der Nachkriegszeit zu verstehen ist, das nicht wieder vernichtet werden soll.

Im politischen Strom der Zeit schwimmen

Bei dem BA-Abschlusskolloquium im Sommersemester 2017 erhielt ich das Feedback, ich sei unwissenschaftlich und moralisierend. Besonders problematisch war der Kommentar, dass der damalige Rasse-Konzept-Gedanke für die ehemalige Zeit üblich gewesen sein soll. Dieses Argument »das ist üblich für die Zeit« ist eine eurozentrische Sichtweise. Dadurch werden subalterne[3] Positionen delegitimiert. Es macht die sozial-politischen Positionen unsichtbar, welche von Rassismus betroffen sind und diejenigen, die sich im Widerstand befanden.

Eben dieses Argument des gängigen Rasse-Konzept-Gedankens für die damalige Zeit benutzte Hermann Arnold, um die Rassenforscher_innen vor Gericht schuldfrei zu sprechen:

»Justin ist in den letzten Jahren wiederholt das Ziel publizistischer Angriffe gewesen, doch sind alle gerichtlichen und disziplinarischen Untersuchungsverfahren als ergebnislos eingestellt worden. Dies dürfte Beweis genug sein, daß Ritter und seine Mitarbeiter sich keiner Verbrechen schuldig gemacht haben. Sie sind im politischen Strom ihrer Zeit mitgeschwommen, mit oder gegen ihren Willen. Wer wollte heute darüber richten?« (Arnold 1965: 294).

Darüber hinaus rechtfertigte er die »Zigeunerforschung« damit, dass Robert Ritters »erbgeschichtliche Forschungsrichtung zu dieser Zeit ausgesprochen aktuell«[4] war und propagiert in seinem Buch »Die Zigeuner[5]« die Lehren Robert Ritters. Anschließend bedankt er sich für die »wertvolle Informationen«, die der Nachlass von Robert Ritter lieferte, den er als »greisen Nestor der Romani-Philologie« bezeichnete (Arnold 1965: 196).

Reaktionen II

Seltsamerweise bin ich die Einzige im Klassenverband, bei der eine moralische Haltung kritisiert wurde. Als der Knochenfund von 2014 bei der Universitätsbibliothek[6] angeführt wurde, sollte die Präsentation langsam beendet werden. In dem Essay von Sara Ahmed »Feminist Killjoys« (2010) beschrieb die Autorin, dass die Feministin, als diejenige betrachtet wird, die Probleme macht und den Frieden stört. Darüber zu sprechen wird damit gleichgesetzt ein Problem zu verursachen und nicht damit das Problem zu erklären (Ahmed 2010: 7-9). Die kritischen Interventionen innerhalb der Anthropologie in den USA seit den späten 1960er Jahren, welche eine Krise im Fach selber auslösten und danach zu einer Neuausrichtung führten sind ein gutes Beispiel für konstruktive Kritik. Im Bezug auf die Geschichte der »Zigeunerforschung« herrscht eine historische und politische Apathie vor. Daraus folgt, dass keinerlei Wissen zur (Verfolgungs-)Geschichte der Menschen existiert, deren Kultur und soziales Leben aber weiterhin im Fach erforscht werden.

---

[1] Die Rasseforscher_innen und Polizeibeamt_innen hatten ihr Material der Öffentlichkeit nicht zugänglich gemacht. Die unterschlagenen Erlasse waren der Beweis dafür, dass sie mit ihrer Arbeit Tausende von Sinti in die KZs brachten wegen Wahrsagens, Vergehens gegen das Naturschutzgesetz, oder weil sie nach »Zigeunerart« herumgezogen waren, weil sie Musiker_innen waren oder sich nie um feste Arbeit bemühten (Asozialenerlaß) (Seybold 2005: 13).

[2] Er führte in seinen Publikationen die Arbeit von Robert Ritter fort, indem er die Abgrenzung von »Zigeuner« und »Bastardzigeuner« wissenschaftlich ausarbeitete. In »Vaganten,...« schreibt er am Schluss er stehe in besonderer Schuld bei Eva Justin, ehemalige Mitarbeiterin von Robert Ritter im Rassenhygienischen und Bevölkerungsbiologischen Institut. Das Geleitwort stammt von Otmar von Verschuer, ehemaliger Direktor (1942-1945) des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik (KWI-A). Arnold und Verschuer waren Mitglieder der Akademie für Bevölkerungswissenschaft, in der sich nach dem Krieg dann auch die Nazi-Theoretiker wie Hans F. K. Günther, genannt »Rassen-Günther«, Heinrich Schade, Ilse Schwidetski, Eugen Fischer und Robert Ritter wieder zusammenfanden (Seybold 2005: 8).

[3] »Gayatri C. Spivak (1995) poses the question, Can the subaltern speak? To which she replies, No! It is impossible for the subaltern to speak or to recover her/his voice, for even if she or he tried with all her/his strength and violence, her/his voice would still not be listened to or understood by those in power« (Kilomba 2008: 26).

[4] Arnold 1965: 296

[5] Hermann Arnold bleibt im Denkmuster der physischen Anthropologie : »Ehe nicht die Ergebnisse der Untersuchung an enggezüchteten Zigeunergruppen vorliegen, sind die Voraussetzungen für eine tragfähige Zigeuneranthropologie noch nicht erfüllt. Die von der Arbeitsgruppe Robert Ritters (1938-1942) erarbeiteten Ergebnisse der Untersuchung aller in Deutschland lebenden Róm-Zigeuner (genealogisch, anthropometrisch, morphologisch und serologisch) harren noch der Auswertung« (Arnold 1965: 272). Des Weiteren untersucht er das Thema der sogenannten »Bastardisierung« von »Zigeunerstämmen« auf Grundlage von Eugen Fischers »Rehobother Bastarde und das Bastardproblem« (Arnold 1965: 262-284). Schließlich äußert er in der Schlussbemerkung: »Wir haben ein Negerproblem im eigenen Land« (Arnold 1965: 297). Prof. Rudolf Gunzert, Institut für Sozialforschung, Frankfurt am Main, artikuliert im Nachwort Thesen, die sich an die NS-Ideologie lehnen: »Die Zigeuner sind Menschen, die mit uns lediglich in einer ökonomischen Symbiose leben, die aber keinerlei Zeichen einer Akkulturalisation, geschweige denn Integration erkennen. Allem sozialen Wandel der Wirtsvölker zum Trotz hat sich die quasi-parasitäre Lebensweise der Zigeuner erhalten. (Arnold 1965: 299-300).

[6] Im ehemaligen Kaiser-Wilhelm-Institut für Anthropologie (KWI-A) finden Lehrveranstaltungen statt. Eine Gedenktafel am Eingangsbereich erinnert seit 1988 an die NS-Vergangenheit (Max Planck Gesellschaft 1993: 42). Aber Allerwenigste wissen von den Forschungen an den Augen von »Zigeunerfamilien« und den abgetrennten Köpfen der an der Seuche Noma gestorbenen Kinder aus dem KZ-Auschwitz. Josef Mengele, ließ Organe und Körperteile in Chemikalien gefüllte Glasgefäße legen und sendete das Material für Untersuchungen an das KWI-A (Münzel und Streck 1981: 123-124). Sein Lehrer Otmar von Verschuer versteckte und vernichtete Beweismaterial seines Instituts nach dem Krieg und entnazifizierte sich damit selbst (Seybold 2005:8). Seit der Entdeckung eines Knochenfundes in 2014 in der Nähe des ehemaligen KWI-A, die Überreste von NS-Opfern waren, setzte man sie nicht bei und kontaktierte keine Verbände von NS-Opfern. Stattdessen äscherte man den Fund stillschweigend ein. Die heutige unkritische Nutzung lässt darauf schliessen, dass keine institutionalisierte Aufarbeitung hinsichtlich des Völkermords an Sinti und Roma für die Universitäre Einrichtung von Belang sind. Vielmehr kennzeichnet der Umgang eine Politik des Verschleierns.

Die Tragweite der Ungerechtigkeit vermessen

Melanie Letschnig über Philip Scheffners Film REVISION (DE 2012)

Der Film beginnt mit einem Anhaltspunkt, von dem aus die Geschichte einen Anfang von vielen nimmt: zu sehen ein Maisfeld, ein Mähdrescher in Betrieb, wolkenloser Himmel. Noch keine Orientierung. Nachdem das Erntegerät verstummt ist, setzt die Stimme des Regisseurs aus dem Off ein: »Nadrensee, Mecklenburg-Vorpommern, 29. Juni 1992«. An diesem Tag werden in den frühen Morgenstunden zwei rumänische Staatsbürger auf besagtem Feld – damals bepflanzt mit niedrig stehender Wintergerste – von Jägern erschossen. Erste Informationen setzen uns davon in Kenntnis, dass sie von Bauern gefunden werden, die ins Dorf gehen, um die Polizei zu verständigen. Die Beamten treffen nach den Feuerwehrleuten ein, die gerufen wurden, weil das Feld brennt. Was folgt, ist eine Reihe von atemberaubenden Versäumnissen, die zugunsten der Täter die Familien der Getöteten treffen.

Wieder Hinschauen

Scheffner bedient sich in seinem vielbeachteten Film[1] REVISION kriminaltechnischer Mittel, um sich den Ereignissen des 29. Juni 1992 anzunähern. Er und Merle Kröger, Mitautorin und Produzentin des Films, begeben sich zwanzig Jahre nach dem Ereignis zurück an den Tatort, um den Fall filmisch aufzurollen. Scheffner inszeniert mit den Bauern, Feuerwehrmännern, den Kriminalkommissaren und weiteren involvierten Personen eine Ortsbegehung am Feld, die 1992 und auch in den Jahren danach so nie stattgefunden hat. Er fragt die Beteiligten nach ihren Wahrnehmungen, Lücken treten ans Tageslicht. Er versucht mit Hilfe eines Astronomen, die Lichtverhältnisse zu rekonstruieren, die am 29. Juni 1992 frühmorgens auf dem Feld geherrscht haben mussten. Er begeht das Feld, das die Film- und Medienwissenschaftlerin Lena Stölzl als »Bühne für die Auseinandersetzung und Zerlegung des historischen Gegenstands«[2] bezeichnet und zählt Schritte, um Entfernungen auszuloten, setzt die Kamera ein, um mit ihr den Blick durch ein Zielfernrohr zu simulieren. Und er sucht die Hinterbliebenen der Toten auf, um mit ihnen jene Gespräche zu führen, die von Justiz und den Tätern nie gesucht wurden. Niemand hat es der Mühe wert befunden, die Familien über die Ereignisse des 29. Juni 1992 zu informieren, geschweige denn sie davon in Kenntnis zu setzen, dass es Gerichtsverhandlungen gab, die sich über mehrere Jahre hinzogen und letztendlich mit einem Freispruch für die Jäger endeten, die behauptet haben, sie hätten die Männer im Feld auf einer organisierten Jagdtour mit Wildschweinen verwechselt.

Bild: Kröger/Scheffner

Eine der dokumentarischen Methoden Scheffners besteht darin, das Interview mit dem_der jeweiligen Gesprächspartner_in auf Tonband aufzuzeichnen und es dem_der Sprechenden noch einmal vorzuspielen. »Gefilmtes Zuhören«[3] nennt Scheffner diese Methode, die einen Akt der Selbstvergewisserung und der Zeug_innenschaft ermöglicht: wir sind in der Position, die Aussagen aufzunehmen, so auch die Sprechenden. Die Reaktionen der Menschen auf das von ihnen Gesagte hält Scheffner mit der Kamera fest. Manchmal nicken die Menschen zustimmend, manchmal berichtigen oder ergänzen sie ihre Aussagen, manchmal blicken sie entrückt zu Boden oder auf die Decke, Unterbrechungen werden eingefordert. Nicht von Anfang an wird die Identität der Erschossenen preisgegeben. Zuerst sprechen die Familien. Die Frauen schildern die Toten als gute Ehemänner, die in Deutschland gearbeitet haben, um sie und die Kinder zu versorgen. Die Familie von Grigore Velcu, genannt »Parizan«, lebt zum Zeitpunkt seines Todes in Deutschland, die Familie von Eudache Calderar in Rumänien. Als die beiden Männer in Nadrensee erschossen werden, haben sie gemeinsam mit anderen Männern von Rumänien kommend illegal die polnisch-deutsche Grenze übertreten. Eine geregelte Einreise ist zu dem Zeitpunkt unmöglich. In der Gegend hat sich rumgesprochen, dass nach der Wende zahlreiche illegale Grenzgänger_innen unterwegs sind, so gibt es Norma Pahl, Fachdienstleiterin für öffentliche Ordnung und Sicherheit, vor der Kamera zu Protokoll.

Jede_r der Befragten legt für sich einen Anfang der Geschichte fest. Für die eine beginnt sie mit dem Abholen des Zinksarges am Flughafen, für den anderen am Feld. Die Familien zeigen Fotos in die Kamera, auf denen Grigore Velcu und Eudache Calderar zu sehen sind. Viele der Kinder haben keine plastischen Eindrücke von den Vätern, sie habe keine Erinnerungen, nur die Fotos, sagt eine Tochter zum Ende des Films. Je mehr sich die Informationslandschaft, die Scheffner in REVISION mit den von ihm in Anschlag gebrachten Mitteln konstruiert, verdichtet und fassbar wird, was sich in den Morgenstunden des 29. Juni 1992 zugetragen haben hätte können, umso unfassbarer erweist sich der Umgang von Justiz und Behörden mit dem Fall.

The Downward Spiral

Mit der Verdichtung der Indizien stellt sich heraus, dass zum Beispiel die Aussage von Iamandiţa Gogu – der mit der Gruppe um Eudache Calderar und seinem Freund Grigore Velcu die Grenze überquerte und die Tötung der Männer mitansehen musste – aufgenommen wurde, aber in den Gerichtsverhandlungen niemals Berücksichtigung fand. Später wird der zuständige Gerichtsmediziner Dr. Philipp vor der Kamera sagen, dass er von dieser Tatsache nicht durch die Polizeiermittlungen, sondern durch die Presse erfahren habe. Die Polizei trifft am 29. Juni 1992 erst acht Stunden nach den Erschießungen ein, mittlerweile brennt das Feld, Eudache Calderar und Grigore Velcu können nur noch tot geborgen werden. Die Familien der Toten berichten, dass sie nie über den Tathergang, sondern lediglich darüber informiert wurden, dass ihre Angehörigen tot sind. Keine Erklärungen, keine Entschuldigungen, keine Entschädigungen. 1992 befinden sich die Schützen kurzzeitig in Haft, Gerhard R. wird nach einem Tag, Heinz Katzor nach vier Tagen Haft entlassen. 1994 wird von der Staatsanwaltschaft Stralsund eine Anklageschrift gegen die Jäger wegen fahrlässiger Tötung in Tateinheit mit versuchtem Mord sowie unterlassener Hilfeleistung verfasst. 1995 erkundigt sich der ZDF-Fernsehredakteur Lutz Panhans bei der Staatsanwaltschaft nach dem Verfahren und erhält die Auskunft, dass es eingestellt wurde. 1996 wird dann doch die Hauptverhandlung gegen Katzor und R. eröffnet, das Gericht stellt fest, dass die Zeugen nicht erreichbar seien. Was das Gericht wohl nicht erwähnt, ist, dass die Männer, die in der Nacht des 29. Juni 1992 mit Eudache Calderar und Grigore Velcu unterwegs waren, nach der Verschärfung des Grundrechts auf Asyl in Deutschland 1993 nach Rumänien abgeschoben wurden. Der Prozess wird vertagt mit dem Ergebnis, dass erst 1999 – drei Jahre nach dem ersten – der zweite Prozesstag stattfindet. Die Täter werden freigesprochen, weil keine Übereinstimmung der Munition von Katzor und R. mit dem in einen der Toten eingedrungenen Projektil festgestellt werden konnte. Die Staatsanwaltschaft legt Berufung ein, 2002 wird diese vom Gericht als unbegründet verworfen. Weder die Familie Velcu, noch die Familie Calderar wussten vom Prozess, niemand hat sie kontaktiert. Der Rechtsanwalt des Schützen Katzor sagt gegen Ende des Films vor der Kamera aus, dass der Fall damals trotzdem der Haftpflichtversicherung seines Klienten gemeldet wurde, da das so üblich sei. Damit die Versicherung aber Entschädigungen an die Hinterbliebenen zahlen kann, müssen die sich melden. Da die Familien von Eudache Calderar und Grigore Velcu über dieses Prozedere nicht informiert wurden, ist der Anspruch auf Entschädigung 2011 aber schon längst verjährt. An diesem Punkt fällt der Filmemacher Scheffner, der dem Rechtsanwalt Ferdinand Wehage im Off gegenüber sitzt, das erste Mal aus der Rolle. Das merkt man sowohl auf der Tonebene als auch an der Reaktion Wehages. Auf die Frage Scheffners, warum die Familien der Getöteten nicht über den Prozess in Kenntnis gesetzt wurden, antwortet der Pressesprecher der Staatsanwaltschaft Stralsund, sie hätten für das Gerichtsverfahren keine Rolle gespielt.

...aber manche sind gleicher...

Das absurde und menschenverachtende Ausmaß der »Geschichte des Verdränges und Verdeckens«[4] im Fall Calderar und Velcu wird in REVISION spürbar. Es vermitteln sich die somatischen Reaktionen, die von den Angehörigen geschildert werden, Zusammenbrüche und chronische Kopfschmerzen, sich in den Körper einschreibende Traumata. 1992, ein paar Monate nach den Schüssen von Nadrensee, wird das Heim für Asylsuchende nahe Rostock, in dem die Zeugen der Tat eine zeitlang untergebracht waren, von Neonazis unter Anfeuerung der autochthonen Bevölkerung attackiert. Romeo Tiberiades Familie lebt zu diesem Zeitpunkt in diesem Heim. Tiberiade – Referent für Angelegenheiten der Roma und Bezirksrat in Craiova/Rumänien, wo sein Freund Grigore Velcu wohnte – weist vor der Kamera darauf hin, dass es damals eine Reihe solcher Vorfälle gab. In einer Szene von REVISION sitzt der Redakteur Lutz Panhans vor einem Fernseher, in dem sein Fernsehbeitrag von 1995 über die Schüsse von Nadrensee läuft. Zum Schluss des Features sagt Panhans: »Man stelle sich vor, eine Gruppe von Sinti und Roma hätte zwei Deutsche erschossen und wäre heute – drei Jahre später – noch nicht vor Gericht gestellt.« Diese Aussage verweist auf die unterschiedlichen Maßstäbe, die angelegt werden, wenn eine Gewichtung des Lebens eines Toten und seiner Hinterbliebenen vorgenommen wird. Dass eine Wertung stattfindet, macht REVISION mit all den aufgezeigten Lücken in der Geschichte von Eudache Calderar und Grigore Velcu deutlich.

Kurz vor Schluss von REVISION sitzen wir mit ein paar der Velcus im Auto auf dem Weg nach Saragossa. In den Sommermonaten arbeiten sie in Spanien, im September kehren sie nach Hause zurück. Die Velcus betonen, dass sie durch die legale Einreise in europäische Länder besser für ihre Familien sorgen können. Sie bezeichnen die EU als Chance. In Spanien verdienen sie viel besser als in Rumänien. »Viel besser« bedeutet in diesem Fall vier bis fünf Euro die Stunde.

In ihrem Statement zum Film schreiben Merle Kröger und Philip Scheffner, dass die vielen Toten an den Grenzen Europas als »stumme Zeugen« eines »europäischen Sicherheitsdiskurses [erscheinen], der sich vor allem um sich selbst dreht – und die Toten billigend in Kauf nimmt.«[5] Die Organisation *UNITED for Intercultural Action* verzeichnet auf ihrer Webseite 33.305 Menschen, deren Tod im Zeitraum von 1. Jänner 1993 bis 29. Mai 2017 auf die restriktive Einwanderungspolitik Europas zurückzuführen ist.[6] Man möchte sich nicht die Dunkelziffer ausmalen.

---

[1] Ein paar Rezensionen gibt es auf der Webseite zum Film nachzulesen, siehe *http://revision-film.eu/de/2/reviews*, aufgerufen am 16. November 2017.

[2] Stölzl, Gudrun Lena: *Filmische Verortungen von Geschichte. Bewegungen des Sichtbarmachens historischer Schauplätze*. Wien 2017, S. 94.

[3] Merle Kröger und Philip Scheffner: »Director's Statement« zu REVISION *http://revision-film.eu/de/2/film-texts-revision/directors-statement*, aufgerufen am 20. November 2017.

[4] Stölzl, *Filmische Verortungen von Geschichte*, S. 93.

[5] *http://revision-film.eu/de/2/film-texts-revision/directors-statement*, aufgerufen am 20. November 2017.

[6] *http://www.unitedagainstracism.org/wp-content/uploads/2017/06/UNITEDListOfDeathsActual.pdf*, aufgerufen am 21. November 2017.

Melanie Letschnig unterrichtet feministische Film- und Medientheorie an der Universität Wien und lässt sich derzeit zur Trainerin für Deutsch als Zweit- und Fremdsprache ausbilden.

Rebranding identity

Das Theaterstück »Roma Armee« am Berliner Maxim-Gorki-Theater versucht sich in Empowerment für Roma – und landet nur bei identitärer Selbstvergewisserung. Von *Jakob Hayner.*

Das Maxim-Gorki-Theater ist bekannt dafür, die Position der *minority identity politics* zu vertreten. Was mit unter dem Schlagwort „postmigrantisches Theater" unter der Intendanz von Shermin Langhoff in Berlin-Mitte begann, umrahmt von staatstragenden Gebäuden mit preußischer Fassade (Schinkels Neue Wache, die Humboldt-Universität, das im Wiederaufbau begriffene Stadtschloss, die wiedereröffnete Staatsoper, das Deutsche Historische Museum), hat sich inzwischen zur Schnittstelle von Theater und politischem Aktivismus entwickelt. Das Programm zieht ein vornehmlich junges internationales und akademisch gebildetes Publikum an. *Diversity management* ist am Gorki Theater Programm, Intersektionalität und queer ebenso. Es geht dabei natürlich auch um *Agenda Setting*, was angesichts einer desinteressierten und ignoranten Öffentlichkeit beispielsweise in Bezug auf die Morde des Nationalsozialistischen Untergrunds (NSU) von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist.

Das Stück »Roma Armee« in der Regie von Yael Ronen, das am 14. September Uraufführung hatte, bietet ein Beispiel solcher Verbindung von politischem Aktivismus und Theater. In der Ankündigung heißt es: »In einer Gegenwart, in der Europa droht, in Neofaschismen abzudriften, beansprucht eine Gruppe von Schauspieler*innen eine Roma Armee zu Selbstverteidigungszwecken. Eine schnelle Eingreiftruppe zum Kampf gegen strukturelle Diskriminierung, Rassismus und Antiziganismus, aber auch als Emanzipation aus einer internalisierten Opferrolle. Die Schauspieler*innen sind Romnija, Rom und Romani Traveller aus Österreich, Serbien, Deutschland, dem Kosovo, Rumänien, England und Schweden, sie sind auch israelischdeutsch-türkisch-Berliner Gadjé [Nicht-Roma; JH] – sprich, die Roma Armee ist übernational, divers, feministisch, queer.« So beginnt dann auch das Stück vor den Malereien von Delaine und Damian Le Bas, die 2007 den Roma-Pavillon auf der Biennale in Venedig gestaltet hatten, im Stile einer Show, buntes Licht, elektronische Musik, Auftritt der Spieler mit Nennung aller Identitätsmarker: Nationalität, Hautfarbe, Ethnie, Geschlecht, Sexualität, zudem Details über ihre Periode.

Weitere und interessantere Informationen über die Darsteller gibt es auf dem Pressezettel zu erfahren. So sind die Schwestern Simonida und Sandra Selimović, von denen auch die Idee zu dem Stück stammt, Gründerinnen des Wiener Roma-Theaterverein »Romano Svato«, Mihaela Dragan gründete die feministische Roma-Theatergruppe »Giuvlien Theatre Company« in Bukarest und Hamze Bytyci, der für die Linkspartei für den Bundestag kandidierte, hat den Verein »RomaTrial« ins Leben gerufen, der sich der Aufklärung gegen »Zigeunerhass« widmet. Dass man sich einem politischen Auftrag verpflichtet fühlt, wird auf der Bühne thematisiert und auch ironisiert: Zettel werden zum Vorschein gebracht, auf denen notiert wurde, was die Familie gerne hören würde, wenn einmal ein Angehöriger der Roma-Minderheit auf der Bühne eines deutschen Staatstheaters steht. Doch mit dem Verkünden politischer Botschaften wollte man es nicht bewenden lassen.

Der Darstellungsmodus auf der Bühne orientiert sich an Montage und Collage autobiografischer Erzählungen. Es geht dabei viel um Erwartungshaltungen und wie man diese bedienen oder unterlaufen kann. In einer Passage berichten die Schauspieler von der Armut, die sie als Kinder erlebt haben. »Wir waren so arm, dass wir uns einen Schulranzen teilen mussten, obwohl wir nicht einmal in die selbe Klasse gingen.« »Wir waren so arm, dass ich auf einem aufgemalten Klavier geübt habe und beim Vorspiel ich so aufgeregt war, dass ich zehnmal neu anfangen musste, außerdem hinterließen meine Finger dunkle Spuren auf den weißen Tasten.« »Wir waren so arm, dass wir kein fließendes Wasser hatten.« Dann durchbricht Riah May Knight den Redefluss und sagt, dass ihre Mutter ihr untersagt hätte, je als Romni auf der Bühne zu stehen und Klischee-Sätze aufzusagen, die mit »Wir waren so arm….« beginnen.

Das paradoxe Problem mit dem Klischee, was man unterlaufen möchte, selbst wenn es in der konkreten Situation zutrifft, ist gewissermaßen in jedem dokumentarischen Theaterstück angelegt, das im Modus autobiografisch verbürgter Authentizität verfährt: Weil jeder Bühnenvorgang Repräsentation ist, also Bilder erzeugt, die aber in diesem Falle die Realität sein sollen, die Repräsentation also mit der Präsenz zusammenfällt, ergibt sich das Problem, dass man am Ende weniger Realität auf der Bühne hat, weil das Bild ja real sein soll, also nichtsymbolisierend, weswegen solche Stücke in der Regel an dem Punkt in eine Sackgasse geraten, wo das Paradox des nichtsymbolisierenden Bildes auftaucht. Dementsprechend geht es dann auch weniger um die bezeichnete Realität, sondern den Modus des Bezeichnens. Der *semiotic turn* vollzieht sich also gerade dadurch, dass man der Macht der Signifikation entkommen und in die Realität flüchten möchte.



Foto: Esra Rotthoff

Berichtet wird auch von der Feindschaft gegen Sinti und Roma, von Vernichtung, Verfolgung, Zwangspsychiatrisierung und -sterilisierung, Gewaltdrohung und Gewalt, Verleumdung, Beschimpfung. In den kurzen Schilderungen wird deutlich, dass es sich nicht nur um vermeintlich spontanen Hass aus der Mehrheitsbevölkerung handelt, sondern die Institutionen der bürgerlichen Gesellschaft – Klinik, Polizei, Verwaltung, Schule, Presse – eine zentrale Funktion bei der Herabsetzung und Verfolgung haben. Doch wird das nicht weiter erörtert, denn nun geht es zur Selbstermächtigung über, die »Roma Armee« wird ausgerufen. Flüchtig ist gar von einer Revolution die Rede, die Revolution der Landlosen gegen die Landbesitzenden, aber wie alle Momente, die einen gesellschaftskritischen Aspekt andeuten, vergehen sie schnell und unerläutert. Ebenso verhält es sich mit der titelgebenden »Roma Armee«. Nur kurz haben alle Schusswaffen in der Hand, aber bevor die Frage der (Selbst-)Bewaffnung tatsächlich in ihrer Widersprüchlichkeit, aber möglichen Notwendigkeit überhaupt Gestalt gewinnen konnte, hatte sich das Ensemble auf der Bühne schon gegenseitig abgeknallt, obwohl sie zunächst noch ins Publikum zielten.

Nun geht es in den letzten Teil des Abends über – und man versteht, dass die Waffe der Roma Armee, die in dem Stück angepriesen wird, weniger eine aus den Fabriken, denn mehr aus den Universitäten meint: die Identität. So heißt es dann: Man müsse die eigene Identität wiederentdecken und pflegen, man müsse sie »rebranden«. Denn wenn man das nicht tue, sei die eigene Ethnie in zwei Generationen ausgelöscht, warnt Lindy Larsson. Wohlgemerkt ist hier nicht die materielle Bedrohung durch faschistische Bewegungen, sondern eine Art selbstverübter Identitätsgenozid gemeint. Das klingt dann arg nach der Gesellschaft für bedrohte Völker – und zeugt nebenher davon, dass der Auftakt mit der Präsentation allerlei fluider und queerer Identitäten das Komplement zu dem dann letztlich doch ontologisch verstandenen Kultur- und Volkskern ist. In diese Fallstricke des postmodernen Multikulturalismus wird sich dann auch hier verfangen. Man müsse das Volk einen, heißt es, und: „Ich bin stolz, Rom zu sein". Es ist dann an Mihaela Dragan, zumindest einen Hinweis auf die auch kritisch zu betrachtenden patriarchalen Strukturen innerhalb der *community* bei aller Folklore unterzubringen. Fragwürdig ebenfalls, die beiden »Gadjé«, den Deutschtürken Mehmet Atesci und die jüdische Israeli Orit Nahmias, die Rolle der Privilegierten spielen zu lassen, das hat den schalen Beigeschmack der Hierarchisierung vermeintlich immerwährender Opferrollen.

So bleibt das Stück unter seinem Gegenstand. Statt das Verhältnis zwischen bedrohtem Besonderen und antizipierbaren Universalen tatsächlich zu untersuchen, führt es am Ende doch nur ins abgezäunte Gebiet der Identitäten. Dass hat letztlich auch eine politisch zumindest fragwürdige Implikation: Denn wenn die Lösung des Problems in der Wiederaneignung und dem Rebranding der Roma-Identität liegt, kann das bürgerliche Publikum beruhigt nach Hause gehen – mit dem Leben der Mehrheitsgesellschaft und vor allem der Funktionsweise der bürgerlichen Gesellschaft hat das dann, so wird suggeriert, wenig zu tun. Und dann merkt man, dass das Stück das Entscheidende ausspart, zu dessen Kritik es dann auch nicht kommen kann: die Gesellschaft. Vor lauter identitärer Selbstbehauptung mit bunten Licht, Musik, Gesang und zahlreichen Kostümwechseln zwischen Musical und Revue ist die Frage, warum eigentlich der Hass auf die abwertend »Zigeuner« Genannten so groß ist und sich so hartnäckig hält, kein einziges Mal gestellt worden. Die Frage ist zwar, wenn es um das Überleben angesichts konkreter Bedrohung geht, tatsächlich weniger relevant, da hilft aber auch das Rebranding der Identität wenig, sondern am ehesten die Waffe in der Hand. Nun ist aber eine Theaterbühne in Berlin-Mitte keine solche Bedrohung, sondern die Möglichkeit, die Genese des Hasses aufs Besondere in Bezug auf Sinti und Roma einmal etwas ernsthafter zu untersuchen.

Man hätte so zum Beispiel den Zusammenhang zwischen der Fessel des Privateigentums und der gleichzeitigen Faszination wie Ablehnung für das »fahrende Volk« entdecken können, der wohl noch aus der Phase des Sesshaftwerdens im Zivilisationsprozess stammt. Alles, was das mit sich brachte an Unterdrückung von Lust und Ausrichtung auf das durch den Besitz errichtete Realitätsprinzip, kehrt in der projektiven Zurichtung auf die »Zigeuner« wieder. Max Horkheimer und Theodor W. Adorno schrieben in der »Dialektik der Aufklärung«: »Die Strenge, mit welcher im Laufe der Jahrtausende die Herrschenden ihrem eigenen Nachwuchs wie den beherrschten Massen den Rückfall in mimetische Daseinsweisen abschnitten, angefangen vom religiösen Bildverbot über die soziale Ächtung von Schauspielern und Zigeunern bis zur Pädagogik, die den Kindern abgewöhnt, kindisch zu sein, ist die Bedingung der Zivilisation.« Statt der zur Beruhigung beitragenden Pflege der Identität wäre der Hass aufs Abweichende ein Grund, für Beunruhigung in der Lebensweise der Mehrheit zu sorgen, das »Unbehagen in der Kultur« (Sigmund Freud) bewusst zu machen.

So zeigt sich, dass die Politisierung der Identitätspolitik höchst ambivalent ist: Was sie zur Sprache bringt, bleibt gefangen im Schema der Identitäten, mag aber nicht deren gesellschaftlichen Zusammenhang erhellen. Je mehr dieser aber im Dunkeln bleibt, desto weniger wird eine umfassende Lösung für gesellschaftliche Probleme überhaupt denkbar. Dabei böte die Frage, was jenseits der Anpassung an die Mehrheitsgesellschaft an Alternativen denkbar wäre, durchaus die Gelegenheit, auf andere Antworten als eine Ethno-Identitäten-Feier zu veranstalten. Wie im Gorki-Theater üblich wurde gerade das aber vom sich seines Humnanismus versichernden Publikum frenetisch bejubelt – das sich so vor allem auch selbst feierte.

»Roma Armee«. *Nach einer Idee von Sandra und Simonida SelimoviĐ. Con Yael Ronen und Ensemble. Mit Mehmet Atesci, Hamze Bytyci, Mihaela Dragan, Riah May Knight, Lindy Larsson, Orit Nahmias, Sandra Selimovic, Simonida Selimovic und Artwork von Damian Le Bas und Delaine Le Bas.*

Jakob Hayner ist Autor für verschiedene Zeitungen und Redakteur der Zeitschrift Theater der Zeit.

Chronologie einer ständigen Ausweitung

Seit September 2010 gehören sie zum Stadtbild von Linz: der Ordnungsdienst, auch Stadtwache genannt. Mittlerweile wurden ihre Kompetenzen schrittweise ausgeweitet, und zu erkennen sind sie seit einiger Zeit nicht mehr so leicht, denn seit 1. Oktober rücken sie auch in Zivil aus. *Silvana Steinbacher* mit einer subjektiven Betrachtung zum siebten Jahr, in sieben Schritten und ohne Anspruch auf Vollständigkeit.

1. Gedankenausflug

Ich lade Sie ein, mir in einen großen schmucklosen Raum zu folgen. Stellen wir uns vor, 15 Menschen diskutieren darin über ein bestimmtes Thema. Einige vertreten ähnliche, andere wiederum gegensätzliche Meinungen, und natürlich verfolgen sie auch nicht die gleichen Interessen.

Diesmal soll über die Sicherheit einer Stadt debattiert werden, und dabei genießt der Schutz der Bürgerinnen und Bürger vor den wenigen Bettlern oberste Priorität. Ernsthaft wird fast eine Stunde debattiert, und vielleicht sinniert ja der eine oder andere der Beteiligten darüber, dass diese Überlegungen angesichts der Auswirkungen des Klimawandels und einer Armutsgefährdung von 1,5 Millionen Menschen in Österreich – um nur diese Punkte zu nennen – als Problem auf sehr hohem Niveau eingestuft werden könnten. Doch was hört man da? Eine politisch konservativ denkende Frau meint, nicht die Armut stecke hinter der Bettelei, sondern die kriminelle Energie, einer der Anwesenden nickt zustimmend und meint, man sollte die Bettler doch zivil beobachten. Eine Frau erinnert an das Betteln als Menschenrecht und vertritt die Auffassung, Bettler sollten daher weder gestraft noch vertrieben werden. Ein Mann widerspricht ihr energisch.

Man wäre wohl ein Schelm, würde man da denken, einer offiziellen politischen Diskussion gelauscht zu haben.

2. Fakten

Nach diesem Gedankenausflug kurz ein paar Fakten: Seit mehr als sieben Jahren will der Ordnungsdienst, auch Stadtwache genannt, Linz vor Angriffen jeglicher Art schützen. Bis zu 30 »Wächterinnen und Wächter« ziehen von 6 bis 24 Uhr ihre Runden. Diese Maßnahme verursacht jährliche Kosten von beinahe 1,4 Millionen Euro. Was tun sie?

Die Mitarbeitenden des FPÖ-Projekts hatten anfangs keine offizielle Befugnis, ihre Aufgabe bestand lediglich darin, Gefahrenquellen zu melden, sich um unnötigen Müll und Verschmutzung durch Tierkot zu kümmern und einiges mehr, zudem sind sie als Anlaufstelle für Beschwerden gedacht. So wie es begonnen hat, blieb es aber nicht. Die Befugnisse der Stadtwache wurden nämlich mit der Zeit mehr und mehr ausgeweitet, so erscheint es zumindest mir.

Im Juli 2011 wurde »organisiertes« und »aufdringliches« Betteln – wo beginnt es? – in Oberösterreich verboten. Die Stadtwache wurde berechtigt, Ausweise von den Bettelnden zu verlangen und diese, sofern sie als aggressiv eingestuft wurden, bis zum Eintreffen der Polizei festzuhalten. Einige gingen dieser Aufgabe besonders eifrig und herablassend nach. Als nächstes wurden die Ordnungshüter quasi zu Parksheriffs befördert und durften somit Strafzettel verteilen.

Die Damen und Herren Wächterinnen und Wächter sollten dann mit einer »Schulung«, die wohl für jeden Profi auf diesem Gebiet eine Beleidigung seiner Ausbildung und Kompetenzen darstellt, sogar Sozialarbeit übernehmen, und seit 1. Oktober 2017 überwachen sie die Ordnung unserer Stadt in Zivil, was mich an wenig demokratische Zeiten denken lässt. (Details in der sehr gut aufgearbeiteten Chronologie unter: *https://www.stadtwachelinz.at/*)

3. Bettler unter ziviler Kontrolle

»Das ist geschehen, die Abstimmung, ob die Stadtwache künftig in Zivil Bettlerinnen kontrolliert, endete mit vier Ja- und vier Nein-Stimmen. Somit gibt es keine politische Mehrheit«, fasst die Gemeinderätin Alexandra Schmid (die Grünen) zusammen. »Die saubere weitere Vorgehensweise wäre, dass der Antrag zur Enderledigung noch einmal in den Gemeinderat kommt. Stattdessen hat Wimmer (Anm.: Vizebürgermeister Detlef Wimmer, FPÖ) den zuständigen Aufsichtsrat befasst. Der Gemeinderat, das demokratisch gewählte Gremium, wurde bei dieser Entscheidung umgangen - das geht, aber demokratiepolitisch ist das bedenklich«, fügt Alexandra Schmid hinzu. Bürgermeister Luger ermöglichte letztendlich die zivilen Kontrollen, sein Vorgänger Franz Dobusch hat dies noch per Weisung untersagt.

Und warum eigentlich Kontrollen in Zivil? Die Bettler, so die Pro-Argumentation, würden beim Anblick der uniformierten Stadtwache sofort ihre ursprünglichen Plätze verlassen, es wäre somit schwieriger, ihre Ausweise zu verlangen und eine Geldstrafe von ihnen einzuheben.

4. Weitere geplante Kompetenzen

Die Befugnisse – wir erinnern uns, anfangs war noch von keinen Befugnissen die Rede – sollen, scheint es, zunehmend ausgeweitet werden. So wird bei der immer wiederkehrenden Diskussion um ein eventuelles Alkoholverbot in den Parkanlagen der Stadt eine Kontrolle seitens der Stadtwache angedacht. Auch die Polizei hat hier eine differenzierte Sichtweise. Von der Sinnhaftigkeit einmal abgesehen, sei noch ein anderes Problem mit zu bedenken, so Schmid. Situationen mit schwer alkoholisierten, möglicherweise auch aggressiven Personen erfordern erfahrene und gut ausgebildete Personen - und das ist die Polizei.

Wie sich die Ordnungshüter in einer als heikel und gefährlich zu bezeichnenden Situation verhielten, will ich mir gar nicht im Detail vorstellen. Ich erinnere mich etwa an eine Situation, als mir nach einer Kulturveranstaltung zwei Ordnungshüter angesichts eines friedlich vor sich hinsingenden Betrunkenen doch überfordert schienen.

5. Eine Begebenheit

Eine Frau – sie will namentlich nicht genannt werden – war an einem Maitag dieses Jahres in Richtung Mozartkreuzung unterwegs. Dort hörte sie, wie einige Stadtwächter sagten: »Da hab' ich einen Zeck' gesehen.« Ein Kollege fügte noch hinzu, dass sich an einem Ort noch zwei weitere befinden würden, womit sie eindeutig Bettler meinten. Zeugen für diesen Vorfall hat die Frau keine. Als sie mir diesen Vorfall erzählt, muss ich unwillkürlich an die menschenverachtende Terminologie des Dritten Reichs denken, die sich vor allem in einem entpersonalisierten Vokabular, wie etwa Menschenmaterial oder Endlösung manifestierte.

Meine Gesprächspartnerin hat diesen Vorfall zunächst der SPÖ-Zentrale gemeldet und wurde an das Bürgerservice weiterverwiesen. In dessen Schreiben erhielt sie die Antwort und Aufklärung, dass zu der von ihr angegebenen Zeit gar kein Ordnungsdienst unterwegs gewesen sei, insofern habe sich die Frau wahrscheinlich geirrt und Passanten mit Mitgliedern der Stadtwache verwechselt, so das Bürgerservice in seinem abschließenden Kommentar.

Die Frau, die im Gespräch mit mir nicht nur den Eindruck erweckt, als sei sie im Besitz ihrer Sinne, sondern zudem engagiert wirkt, erhielt diesen Brief mit ihrer vollen Namensnennung, das heißt auch mit Nennung ihres zweiten Vornamens, den sie aber bei ihrer Beschwerde gar nicht angegeben hatte. Nun vermutet sie, dass dieser nur über das Zentrale Melderegister zu eruieren gewesen sei. Es sei denn, sie irrt sich und verwechselt da etwas.

6. Eine eigene Beobachtung

Ich wähle einen beliebigen Tag und gehe an einem frühen Nachmittag zu einem als neuralgisch bezeichneten Ort der Stadt: dem Linzer Hauptbahnhof. Wenn ich hier die Gratiszeitungen durchblättere, entsteht bei mir bisweilen der Eindruck eines Schauplatzes im Schauplatz oder: zweimal Bahnhof in zwei Perspektiven.

Es passiert mir nämlich mehrmals, dass sich mein momentaner Aufenthaltsort mit jenem, über den ich gerade lese, deckt. Ich empfinde das als ein wenig grotesk, so als würde ich mangels Phantasie mit jedem Umblättern die Bühne wechseln, was bei einem Bericht über eine Gartenmesse durchaus angenehm sein kann, darüber hinaus aber ... Migrantenströme quellen da aus den Umsonstblättern, direkt hinein in die Hallen des Bahnhofs, gewalttätige dunkelhäutige Männer machen das Ankommen und Abfahren unsicher, da gibt's freilich einiges zu schützen und zu kontrollieren. Natürlich habe auch ich einige Male Vorkommnisse mit Alkohol und Aggression am Bahnhof erlebt. Der Vollständigkeit halber sei aber erwähnt, dass ich mich selten mitten in der Nacht dort aufhalte. Während des Tags habe ich früher jedoch regelmäßig bis zu sechs Mitglieder des Ordnungsdienstes und auch Polizei dort gesehen.

An diesem Nachmittag begegnet mir ein anderes Bild. Eine Frau bittet mich um Geld, entfernt sich aber sofort, als ich den Kopf schüttle, ein paar Trinkfeste grölen in den Stehcafés. Doch wo bleiben die Männer und Frauen in den roten Uniformen? Ich sehe sie nicht.

Plötzlich bemerke ich einen prüfenden Blick, der mir folgt, nach ein paar Minuten nimmt mich der dazugehörige Mann noch einmal ins Visier. Ich, als Beobachtende werde also ebenfalls beobachtet. Diese Entdeckung irritiert mich. Mit einem zu sehr schlendernden Schritt macht man sich an diesem Ort offensichtlich verdächtig.

7. Ein barocker literarischer Ausklang:

Ende Oktober habe ich die Autorin Birgit Schwaner bei einer Lesung in Wien gehört. Sie erzählt in ihrem neuen Buch Jackls Mondflug von einem realen Fall, der sich Mitte des 17. Jahrhunderts im Land Salzburg zugetragen hat. Der Fall habe sie interessiert, sagt sie einleitend, weil er Parallelen zur Gegenwart aufweise. Dieser mittellose Jackl zog damals mit seiner Mutter Almosen sammelnd durch die Gegend, sie wird schließlich als Hexe verbrannt, er flieht und bald wird nach ihm gefahndet. Die missliebigen Bettler sollen aus der Welt geschafft werden, Hysterie und Aberglauben haben Hochkonjunktur. Um dieses Ereignis schlingt die Autorin dann ihre Geschichte.

Die weitere Geschichte der Stadtwache schlingt wohl die neue politische Situation um die Zukunft. Aber da gibt es ja noch die Linzerinnen und Linzer...

Text vor allem basierend auf: *https://www.stadtwachelinz.at/*
Gespräch mit Michael Schmida, Kritische Plattform Stadtwache Linz
Gespräch mit Alexandra Schmid, Gemeinderätin (die Grünen)

Silvana Steinbacher ist Journalistin und Autorin.

Einfriedungen, Ausbrüche, Arbeitskraft: 9 is One and 10 is None

Veronika Eberhart dokumentiert in ihrem Künstler_innenbuch ihre Auseinandersetzung mit Silvia Federicis Thesen zu Körper, Hexen und akkumulierendem Kapitalismus. Von *Kristina Pia Hofer.*



Bild: Veronika Eberhart

Filmstill aus »9 is 1 and 10 is none«

Die feministische Philosophin und (Reproduktions-)Arbeitsaktivistin Silvia Federici räumt in ihrer zuerst 2004 erschienenen Monographie *Caliban and the Witch* mit zwei im historischen und populären Diskurs um die europäische Hexenverfolgung der frühen Neuzeit weit verbreiteten Thesen auf: zum einen mit der Idee von frühem Kapitalismus als sozial fortschrittlicher und notwendiger Entwicklung im Zuge einer aufgeklärten bürgerlichen Emanzipation vom Feudalismus, und zum anderen mit der Vorstellung eines »Hexenwahns«, der deutlich in einer Zeit vor dem aufgeklärten Kapitalismus zu verorten wäre, und dessen Wurzeln primär in Konflikten um spirituelle Definitionsmacht zu suchen seien. So beschreibt sie zum einen die kapitalistische Innovationen des 16. und 17. Jahrhunderts – wie etwa die Trennung von bezahlter Erwerbs- und unbezahlter Reproduktionsarbeit, die Disziplinierung arbeitender Körper durch standardisierte Zeiterfassungssysteme und die fortschreitende Privatisierung der Commons – als Produkte von Repression, nämlich als gewaltsame Antwort auf emanzipatorisches Aufbegehren, in dem sich arbeitende Schichten gegen feudale Strukturen zu organisieren versuchten. Zum anderen argumentiert sie dafür, Hexen als politische Subjekte und ihre Verfolgung als Schauplatz ökonomischer Konflikte (bzw besonders auch des ökonomischen ‚Fortschritts') zu sehen: sie beschreibt als Hexen hingerichtete Frauen als soziale Akteurinnen, die frühkapitalistische Einpflanzungen störten – sei es als marodierende, transitorische, mittellose Greisinnen, die die sich transformierende Gesellschaft daran erinnerten, dass die neuen Verhältnisse ältere Formen von Care oft ersatzlos zerstört hatten, sei es als Saboteurinnen der Einfriedung von bis dato gemeinschaftlich genutztem Land, die von Landbesitzenden ausgehobene Gräben des Nachts einfach wieder zuschütteten (und die so wiedererlangten Gründe der Überlieferung nach bisweilen auch unter Singen und Biertrinken feierten). In einem beide Argumente verbindenen Schritt macht Federici auf die bisher in der historischen Literatur vernachlässigten Verbindunglinien zwischen der Hexenverfolgung in Europa und der Dämonisierung von indigenen Frauen der sogenannten »Neuen Welt« als ein wesentliches Werkzeug europäischer Täter_innen kolonialer Verbrechen aufmerksam.

Federicis Werk scheint während der letzten Jahre auf vermehrtes Interesse zu stoßen, was sich auch in der Kommissionierung eines Textes für die *100 Notes – 100 Thoughts* der documenta 13 und in der Wiederauflage von *Caliban and the Witch* bei Autonomedia (2014) bzw. in deutscher Übersetzung bei Mandelbaum (2012) manifestiert. Die in der Steiermark geborene und in Wien lebende Künstlerin Veronika Eberhard legt in ihrer Arbeit *9 is One and 10 is None* eine Annäherung an Federicis Thesen vor, die die historische Lektüre mit einer eigenen Spurensuche nach dem Widerständischen im feministisch-kapitalismuskritisch gewendeten Hexenbild verbindet, und in der sie dessen Potential für den Einsatz in einer nicht näher bestimmbaren Zukunft auszuloten versucht. Eberharts Vorgehensweise ist dabei materiell-performativ. Ihre Installation besteht aus vier Komponenten, die Federicis Text in multisensorischen Assemblagen zu antworten scheint, und die deren Überlegungen zu Hexen, Körpern und Kapitalismus in Gebiete übertragen, die starke Verbindungen zu Eberharts eigener Erfahrungsgeschichte auftun: ein – wie die Gesamtinstallation – *9 is One and 10 is None* betitelter Film zeigt Tänzer_innen in enganliegenden, schimmernden Kostümen, die sich durch Schauplätze des Aufwachsens der Künstlerin im österreichisch-slowenischen Grenzland, besonders durch die sich nicht mehr in Betrieb befindende Holzwerkstatt der Familie Eberhart, bewegen; eine Reproduktion der Zeichnung *Neujahrsgruß mit drei Hexen* (Hans Baldung Grien 1514) lässt jene kritisch-aneignenden Zugänge zur Kunstgeschichte erahnen, die Eberharts Doppelqualifikation als Kunstproduzierende und Sozialwissenschaftlerin (ihr Diplom aus Soziologie und Gender Studies wurde 2010 mit dem Johanna-Dohnal-Preis ausgezeichnet) zu spiegeln scheinen; eine aus drei unterschiedlich großen, farbigen, pulverbeschichteten Dreiecken aus Metall bestehende Skulptur, in der Eberhart auf sehr haptisch-analytischer Weise die Komposition der drei Hexen im Grien-Druck erneut darlegt, spricht von der Rückeroberung von oft als exploitativ rezipierten historischen Darstellung weiblicher Akteur_innen über den körperlichen Einsatz von schwerem (Schweiß-)Gerät durch die Künstlerin; und ein Block aus Leimresten, den Eberhart aus der elterlichen Betriebswerkstatt in ihre Installation überführt, erinnert daran, dass Zeit und das in ihr Verstrichene in Erfahrungsräumen zwar sedimentieren kann, aber nicht notwenigerweise verschwinden muss, und dass vermeintlich historisch überwundene Konflikte und Potentiale – wie die von Federici beschriebenen Kämpfe um Commons und den (monetären) Wert von untschiedlichen Arten von Arbeit – lange nachwirken können. »Es ging mir […] darum, zeitliche Wahrnehmung aufzuheben, diese Trennung von Gegenwart, Zukunft und Vergangenheit durch möglichst viele Faktoren […] miteinander in Kommunikation treten zu lassen […]«, beschreibt Eberhart ihren nicht-linearen Zugang zu einer spekulativen Geschichte von Besitz und vergeschlechtlichter Arbeit, die sie in 9 is One… zum Thema macht. »Ich nehme sehr viele Gedanken einer Beschreibung der frühen Neuzeit von Silvia Federici auf, in der sie Widerstände gegen den akkumulierenden Kapitalismus ausführt. Wie sie zum Beispiel die Verdrängung von weiblichen Handwerkerinnen aus spezialisierten Fachgilden in häusliche Reproduktionsarbeit beschreibt, hat gerade auch hinsichtlich der Werkstatt, in der ich gedreht habe und in der immer nur Männer angestellt waren, politisches Potenzial – alleine im Aufzeigen des Umstands, dass das nicht immer so war« (Eberhart 2017, 49).

Einen firmen Bezug zu politischen diy-Kontexten der Gegenwart erfährt *9 is One…* jedenfalls über die im Film auftretenden Performer_innen. Eberhart, die popinteressierten Rezipient_innen ohnehin auch als Musikerin ein Begriff sein dürfte – sie ist als Schlagzeugerin, Bassistin und Sängerin in Kombos wie *plaided* oder *Lime Crush* zugange und produziert solo unter dem Namen *Tirana* unter anderem Soundtracks für Spielfilme – lässt hier einen beeindruckenden Cast an lokalen Protagonist_innen auftreten: Patrick Weber alias Crazy Bitch in a Cave und Infinite Pal; Fettkakao-Fixture und Girlsrockcamp-Coach Magdalena Gasser (*Just Friends and Lovers, Lonesome Hot Dudes, Goldsoundz*); Danaja Grešak, die für das jährlich in Ljubljana stattfindende queere_feministische Rdeče-zore-Festival mitverantwortlich ist, und Tänzerin und Punkrockerin Elizabeth Ward, die mit der von ihr mit ins Leben gerufenen *Antifascist Ballet School* regelmäßig zur einer körperzentriert-solidarischen Neuverhandlung von alltagsweltlichen Heterotopien wie Einkauszentren und Neo-Donnerstagsdemos einlädt, und die ihrerseits 2016 in ihrem Technostück *everything is everything* stark auf Federici Bezug nahm. Die Verankerung dieser im Film unschwer als sie selbst erkennbaren Akteur_innen in den oft prekarisierten, ständig zwischen Selbstermächtigung und Selbstausbeutung pendelnden Arbeitsverhältnissen des zeitgenössischen Musik- und Kulturbetrieb verleiht den Hexenfiguren, die Eberhart sie darstellen lässt, eine äußerst aktuelle Dringlichkeit.

Eberharts Buch *9 is One and 10 is None* ist im Oktober 2017 im Verlag für moderne Kunst erschienen.

Literatur

Veronika Eberhart (2017): *9 is One and 10 is None*. Wien: Verlag für Moderne Kunst.

Weitere Quellen:

Silvia Federici (2012): *Caliban und die Hexe. Frauen, der Körper und die ursprüngliche Akkumulation.* Übersetzt von Max Henninger, hg. von Martin Birkner. Wien: Mandelbaum Verlag.

Silvia Federici (2012): Hexenjagd, Vergangenheit und Gegenwart und die Angst vor der Macht der Frauen. In: documenta (13) (Hg.), *100 Notizen – 100 Gedanken*, Nr. 096. Ostfildern: Hatje Cantz.

Kristina Pia Hofer ist Drittmittelprojektangestellte und Lektorin an den Abteilungen für Kunstgeschichte, Medientheorie und Cross Disciplinary Studies der Universität für angewandte Kunst Wien.

Verschwunden

Kein Nachruf auf Silvia Bovenschen. Von *Renate Göllner.*

Es war nicht das Gros der Feministinnen, das sich in den 1970er und 1980er Jahren mit den ästhetischen und literaturwissenschaftlichen Studien Silvia Bovenschens vertraut gemacht hatte. Gehörte Bovenschen, die bei Adorno und Horkheimer in Frankfurt studiert hatte, doch zu den wenigen, die sich die Kritische Theorie aneigneten, während andere sie beharrlich abwehrten und meist als »zu abgehoben« abtaten.

Dem Mainstream hatte sich Bovenschen stets widersetzt: Der Betroffenheitskult, der sich damals in der Frauenbewegung breitmachte, die Sinnesfeindlichkeit der »schrillen Fundamentalfeministinnen« waren ihr zuwider, aber ebenso die Racketbildung der Studentenbewegung. Eher zufällig und am Rande war sie in Kontakt mit dem »Sozialistischen Deutschen Studentenbund« geraten, zählte zu den Gründerinnen des Frankfurter Weiberrates, in dem Frauen sich gegen das autoritäre Gehabe ihrer männlichen Genossen zur Wehr setzten und machte Bekanntschaft mit Hans Jürgen Krahl, der einen Arbeitskreis über Hölderlin leitete. So sehr sie sich wie Krahl für ästhetische Fragen im Sinne Adornos interessierte, so spießig fand sie das bürokratische Getue im SDS etwa um die Vergabe von Mitgliederausweisen.[1]

Zu der Zeit schließlich, als man Gefallen daran fand, sich in den kleinen autoritär strukturierten K-Gruppen zu organisieren, schrieb Bovenschen gemeinsam mit Peter Gorsen in der Zeitschrift »Ästhetik und Kommunikation« einen Aufsatz über den linken Kulturhistoriker Eduard Fuchs, worin dessen Nähe zu sozialistischen Parteitheoretikern wie August Bebel oder Karl Liebknecht einer im besten Sinne feministischen Kritik unterzogen wurde. »Denn indem die Geschlechterpolarität nach Fuchs nicht nur eine biologische Tatsache, sondern Konstitutum aller Kulturleistung ist, apologisiert er den Ausschluß der Frauen aus der Kultursphäre im Hinblick auf die anthropologische Invarianz dieses Verhältnisses von Weiblichkeit und Kreativität.«

Um Kreativität kreisen schließlich auch die Gedanken von Bovenschens Dissertation, die als Buch bei Suhrkamp mit dem Titel »Die imaginierte Weiblichkeit« erschien, und mit der ihr der literarische Durchbruch gelang. Sie entwarf darin eine feministische Literaturkritik, indem sie am Beispiel kultureller Stereotypen, wie der »Gelehrten« oder der »Empfindsamen«, sowie verschiedener Schriftstellerinnen und Schriftsteller die Abwesenheit und den Ausschluss von Frauen aus der kulturellen Produktionssphäre des 18. Jahrhunderts untersuchte, einer Epoche, die aber zugleich, aufgrund der Etablierung bürgerlicher Literaturinstitutionen und der Herausbildung eigenständiger poetologischer Diskurse, der Möglichkeit der Kreativität von Frauen günstig und förderlich war. Es geht, so skizzierte Bovenschen ihre Analyse, nicht allein darum, »der Lücke einen Aufschluß und dem Schweigen eine Bedeutung abzugewinnen, sondern es gilt auch, die Kargheit der elaborierten Einschätzungen und Bestimmungen des Weiblichen in ein Verhältnis zu der üppigen Mannigfaltigkeit des imaginierten und projizierten Weiblichen, wie es die Kunstgattungen bevölkert«, zu setzen. Diese imaginierte Weiblichkeit, diese Projektionen des Weiblichen in den literarischen Texten verweisen immer wieder zurück auf die »Dialektik der Aufklärung«, auf das Furchtbare, dass »die Menschheit sich antun« musste, »bis das Selbst, der identische, zweckgerichtete, männliche Charakter des Menschen geschaffen war« und wovon noch in jeder Kindheit etwas wiederholt werde. Ihre differenzierte Sicht bewahrte Bovenschen in dieser Studie davor, weder an dem Prinzip der Gleichheit, noch an dem der Differenz doktrinär festzuhalten, vielmehr wollte sie beide in ein dialektisches Verhältnis gesetzt wissen, was ihr von jenen Frauen, die sich dem Egalitätsprinzip verschrieben hatten, heftige Kritik eintrug, während die Differenztheoretikerinnen der anbrechenden Postmoderne sie dann einfach ignorierten.



Silvia Bovenschen und Sarah Schumann, 2012
3 channel video and audio installation (detail), 60 min, von Michaela Melián

Unter den unzähligen Publikationen, die Ende der siebziger Jahre zum Thema Hexenverfolgung erschienen sind, nimmt der heute fast gänzlich dem Vergessen anheimgefallene Essay von Silvia Bovenschen »Die aktuelle Hexe, die historische Hexe und der Hexenmythos« eine Sonderstellung ein. Es ist dies einer der wenigen Versuche, die Verfolgung und Ermordung von Frauen nicht bloß empirisch und historisch zu erschließen, sondern durch die »Dialektik der Aufklärung« zu erhellen: Adorno und Horkheimer boten die besten Voraussetzungen, die gesellschaftlichen und historischen Bedingungen der eigentlichen Hexenverfolgung in der frühen Neuzeit zu reflektieren: In dem Augenblick, als die mittelalterliche Gesellschaft und die christliche Weltordnung zu zerfallen drohten, war auch die Zerstörung des alten Verhältnisses zur Natur und insbesondere des Bündnisses mit ihr notwendig geworden. Mit dem Beginn der Manufakturperiode und dem Triumphzug der modernen Wissenschaft über die Theologie geriet daher die Frau, die immer schon Natur repräsentierte, zwischen die Fronten: »Das Terrormittel der Hexenprozesse, das die verbündeten feudalen Rackets, als sie sich in Gefahr sahen, gegen die Bevölkerung anwandten, war zugleich die Feier und Bestätigung des Sieges der Männerherrschaft über vorzeitliche matriarchale und mimetische Entwicklungsstufen. Die Autodafés waren die heidnischen Freudenfeiern der Kirche, der Triumph der Natur in Form der selbsterhaltenden Vernunft zum Ruhme der Herrschaft über die Natur.«

Bovenschen beschreibt nun die Ambivalenz, die dem Fortschritt der Naturbeherrschung innewohnt und bis heute gleichsam das Bild der Frau prägt, ohne jedoch einer reaktionären Idealisierung des Weiblichen, der Behauptung ihrer vermeintlichen Einheit mit der Natur zu huldigen, die stets in eine Ontologisierung des Geschlechtergegensatzes mündet. Vielmehr zeigte sie die Folgen der neuen Herrschaftsformen und deren geschlechtsspezifisch unterschiedliche Auswirkungen: Mit der Entstehung neuer Produktionsweisen, der Zerstörung von Agrarkulturen und der Vertreibung der Landbevölkerung »faktisch entfernt aus allen relevanten Herrschaftsbereichen, ausgeschlossen von der Partizipation an den allgemeinen Ideen« sinke die Frau herab »zur Repräsentantin des Diffusen, Nichtidentischen … So wurden die Hexen zerrieben zwischen der alten und der neuen Macht.« Waren sie unverheiratet, verwitwet, betrieben sie Handel, oder waren sie älter und gar sinnlichen Genüssen zugetan – jede Besonderheit, die sich nicht in die herrschende Ordnung fügte, sollte eliminiert werden. Was es bedeutet, Menschen zur realen Konformität zu zwingen, hat der Arzt Paracelsus in einer Typologie der Erkennungsmerkmale der Hexen zusammengefasst, worin unter anderem folgende Untugenden festgehalten sind: »mann fliehen, … ceremonien gebrauchen, … verbergen, allein sein, … kein mann ansehen, … selten kochen, haar, stirn nicht waschen, das fleisch, … wol liegen, allein sich versperren«. Jedes als Abweichung diagnostiziertes Verhalten, die Vernachlässigung der häuslichen Aufgaben, mangelnde Körperpflege, das schlichte Bedürfnis der Frau, alleine zu sein, die Verweigerung des ehelichen Geschlechtsverkehrs, all das erscheint als Stigma, als ungeformte erste Natur, die sich der wachsenden instrumentellen Rationalität widersetzt.

»Das Hexenpogrom«, bemerkt Bovenschen, »kann als eine zweite Phase der Machtergreifung zu Beginn des bürgerlichen Zeitalters gelten. Der ‚neue Mensch' des industriellen Zeitalters war der Mann. Das magisch-mythische Bild von der Frau blieb in bürgerlicher Zeit erhalten, aber sie galt in keiner Weise fürderhin als Subjekt der Naturaneignung, sondern als Objekt der Naturbeherrschung; als Bestandteil der ausgebeuteten Natur war die Angst vor der Rache der Natur an ihr Bild fixiert, ebenso wie die Sehnsucht nach der Versöhnung mit der Natur. Die Frauen waren an der ‚Unterdrückung der Natur' nicht beteiligt, sie wurden in diesen Unterdrückungszusammenhang gestellt. Die Hexe steht an jenem Schnittpunkt der historischen Entwicklung, an dem die Ausbeutung der Natur ihren systematischen Charakter erhielt.«

Diese Arbeiten, die bis heute zu den bedeutendsten theoretischen Erkenntnissen des Feminismus zählen, werden heute nur mehr selten rezipiert und sind weitgehend dem Vergessen anheimgefallen, eine folgenschwere Entwicklung, die angesichts der postmodernen Genderforschung kaum verwundert. Während Bovenschen in ihren Essays immer auch die Gewaltverhältnisse, denen Frauen unterworfen sind, zur Sprache bringt, wird etwa in Butlers Gendertheorie das Subjekt zu Tode dekonstruiert, der biologische Geschlechtsunterschied zur Fiktion erklärt und Identitäten je nach Belieben zum auswechselbaren Gut stilisiert. Die kritische Gesellschaftstheorie ist dadurch zum Verschwinden gebracht.

Silvia Bovenschen, die bereits in jungen Jahren an Multipler Sklerose erkrankte, lebte bis zu ihrem Tod mit ihrer Freundin, der Künstlerin Sarah Schuhmann, in Berlin. Nach Jahren der Lehre und Forschung zog sie sich Ende der neunziger Jahre von der Universität zurück, um sich fortan dem Schreiben zu widmen. Für ihre zahlreichen Romane bzw. essayistischen Bücher, unter anderem »Verschwunden«, »Älter werden« und »Nur Mut«, die um Alter und Vergänglichkeit kreisen, erhielt sie mehrere Preise.

Literatur

Theodor W. Adorno; Marx Horkheimer: Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente. Frankfurt am Main 2001

Silvia Bovenschen; Peter Gorsen: Aufklärung und Geschlechtskunde. Biologismus und Antifeminismus bei Eduard Fuchs. In: Ästhetik und Kommunikation. Beiträge zur politischen Erziehung 25/1976.

Silvia Bovenschen: Die imaginierte Weiblichkeit. Exemplarische Untersuchungen zu kulturgeschichtlichen und literarischen Präsentationsformen des Weiblichen. Frankfurt 1979.

[1] Siehe hierzu und zum Folgenden auch: Zeitschrift *sans phrase*; Heft 7/2015

Renate Göllner lebt als freie Autorin in Wien und schreibt zu Feminismus und Psychoanalyse.

Ich weiß, wo dein Beisl lebt

Das Projekt »Die Stadtwerkstatt als öffentlicher Raum« ist ein über mehrere Monate angelegtes zirkulierendes Recherche- und Kunstprojekt in den Öffentlichkeitsbereichen des Hauses. Zum anlaufenden Projekt sprechen *Jörg Parnreiter* und *Tanja Brandmayr*.

Die Stadtwerkstatt hat zu Beginn des Jahres 2017 an einer Projektausschreibung der Stadt Linz zum Thema »Öffentlichkeit und Verdrängung« teilgenommen und in der Einreichung argumentiert, in den Öffentlichkeitsbereichen des Hauses Stadtwerkstatt zunehmend Verdrängungen aufgefangen werden, die anderswo in der Stadt passieren. Dass das Projekt positiv juriert worden ist, haben wir über einen rechten Boulevardkanal erfahren, wo im üblichem Jargon versucht worden ist, Haus und Projekt zu diskreditieren. Wie auch andere Gewinnerprojekte. Wir sehen dieses Faktum als Teil der ausgerufenen Recherche. Die Frage dazu: Machen Freiräume Angst? Was wird hier medial performt?

Ich sehe Freiräume in allen Spielarten als eine Grundlage unserer Gesellschaft und auf keinen Fall als etwas das Angst machen sollte. Die Berichterstattung im *Wochenblick* über unser Projekt strotzt vor Halbwahrheiten und verdeckten Anschuldigungen, trotzdem macht mir das keine Angst – auch der größte Blödsinn darf im »Freiraum« Pressefreiheit verbreitet werden. Alle Freiräume brauchen zum Funktionieren Regeln – informelle im Sinne von anerkannten Verhaltensweisen, Normen&Werten oder formelle im Sinne von Gesetzen. Im Gegensatz zur Pressefreiheit, die ein sehr formeller, dafür aber starker Freiraum ist, ist die Stadtwerkstatt und das Cafe Strom ein Freiraum, der über informelle Regeln und Verhaltensweisen funktioniert. Und das ist dann auch schon eine Hauptfrage des Projektes »Stadtwerkstatt als öffentlicher Raum« – welche informellen Regeln machen das gemeinsame Fortgehen und Feiern bei uns möglich, und wie werden sie kommuniziert.

Die Projekteinreichung ist Ende 2016/Anfang 2017 an einem im Haus merklich spürbaren Peek von Problemlagen initiiert worden, die im Vorjahr auch an vielen Orten in der Stadt spürbar waren. Wir erinnern uns. Aber der Background hinter akuten Situationen: Ohnehin sind wir alle konfrontiert mit einer Verschärfung der Lebensbedingungen, zunehmenden sozialen Unterschieden, einem konservativen Schub, Kommerzialisierung. Und dann, als Alternative dazu – ein Ort der Autonomie und des Freiraumes. Kannst du vielleicht ein paar Worte zu der speziellen Situation der öffentlichen/halböffentlichen Räume in der Stadtwerkstatt sagen. Oder zur speziellen Sphäre des Hauses, deren, wir haben sie zwischendurch so genannt, frei schwebende Regeln ebenso von den Gästen des Hauses getragen werden. Oder auch zu einem kommerziellen Gastbetrieb, der dennoch auch nichtkommerziell agiert. Kurzum: Was ist das Selbstverständnis des Hauses?

Das Haus Kirchengasse 4 will ein offener Raum sein, Platz und Möglichkeit für Neues bieten. Technisches, künstlerisches, kulturelles wie gesellschaftliches Labor sein, wir suchen Lösungen abseits ausgetretener Pfade. Ganz konkret im sozialen Aspekt bedeutet das zum Beispiel, dass wir uns ganz bewusst gegen eine Türsteher/Security Politik in der Stadtwerkstatt entschieden haben. Die frei schwebenden Regeln im Haus, die Solidarität und der achtsame Umgang zwischen unseren Gästen machen die Sphäre der Stadtwerkstatt aus, eine übergeordnete Instanz in Form von Türsteherinnen würde diese Stimmung stören. Wir haben uns entschieden, andere Mittel zu wählen, neben dem Projekt »Stadtwerkstatt als öffentlicher Raum« konnten wir z.b. schon zuvor für unser Cafe Strom-Team einen jungen Syrer gewinnen – der uns hilft, sprachliche und kulturelle Hürden leichter zu überwinden. Integrieren, konfrontieren, in offenen Austausch gehen und Lösungen abseits von strenger Doorpolicy suchen, das ist der Weg, den wir gewählt haben.
Im Haus selbst gibt es unterschiedliche Zonen, die sich in ihrer Zugänglichkeit unterscheiden – von halböffentlichen und leicht zugänglichen Zonen wie das Cafe Strom, den Lichthof oder den Veranstaltungssaal, bis zu halbprivat und nicht so leicht zugänglichen (Werkstatt, Büro, Radio-Studio). In den leichter zugänglichen Räumlichkeiten kann ich eine stärkere Kristallisation von Problemlagen beobachten, dazu bin ich auf die Beobachtungen im Zuge der performativen Recherche zum Projekt »Stadtwerkstatt als öffentlicher Raum« gespannt.

Problemlagen und Verdrängungseffekte, die das Cafe Strom auffangen muss: Diese waren sozusagen Auslöser für diese Aktivität jetzt. Auf der anderen Seite geht es um ein Bewusstmachen dessen, was bereits ja bestens funktioniert. Gerade weil Strom und STWST einen solchen Run erleben, soll das nun weiter positiv gepusht werden. Also auch kein Problem im Problem?

Wenn dann eine Lösung im Problem … Das Haus ist ein System in ständiger Bewegung und im ständigen Austausch nach außen, diese Dynamik erfordert von uns ein selbstbewusstes, gestalterisches und lösungsorientiertes Agieren. Mit diesem Selbstverständnis versuchen wir Problemzonen zu erkennen, um damit das System Kirchengasse 4 weiterzuentwickeln.

Respekt, Offenheit, Toleranz sollten zur Grundausstattung einer Gesellschaft gehören, sind aber auch gerne benutzte Floskeln. Wir haben in diesem Projektvorhaben deshalb auch öfter vom etwas härteren Begriff »Territorium« gesprochen, auch im Sinne der vom Projekt-Call ausgeschriebenen »Verdrängung«. Dann haben wir von der Stadtwerkstatt als »Territorium der offenen Gesellschaft« gesprochen. Ein guter Widerspruch?

Ein Territorium kennzeichnet sich ja unter anderem dadurch, dass es örtlich beschränkt ist – das sollte die offenen Gesellschaft nicht sein – dadurch ergibt sich ein gewisser Widerspruch. Wie du schon richtig gesagt hast sind diverse zivilisatorische Errungenschaften, in unserer Gesellschaft aber nicht so tief verankert wie sie sein sollten, deshalb machen wir die Stadtwerkstatt zu unserem Territorium, und hier sind Themen wie Respekt, Vielfalt und Toleranz nicht verhandelbar – somit ist die Kirchengasse 4 ein Territorium der offenen Gesellschaft.

Wir werden nun mit den Kompetenzen, die es ohnehin in den unterschiedlichen Bereichen des Hauses schon gibt, dieses Thema zu einem zirkulierenden Rechercheprojekt machen. Bzw wird das Projekt auch durch externe Personen erweitert, mit zum Beispiel künstlerischem Background. Diese Menschen werden zuerst als Gäste das Cafe besuchen. Selbstredend wird es keinerlei Eingreifen oder Beobachten im herkömmlichen Sinne geben, das Projekt verweigert sozusagen die üblichen Methoden, ist angelegt auf einen Fokus der Performanz, der Teilnahme, der Selbsterkundung. Letzten Endes geht es wieder um Fragen der Selbstregulation. Weiters geht es um eine systemisch-performative Recherche einer Performanz eines Ortes an sich, unsere öffentlichen Räume haben so einen Zugang als eigene Sphäre schlichtweg drauf. Und eventuell, falls sich das als sinnvoll erweist, wird es auch um eine Erhöhung von Komplexität und Selbstausdruck gehen … Wir befinden uns schließlich hier in einer Fortgehzone, wo die Entgrenzung sozusagen am Programm steht – wenn alles gutgeht! Ich schreibe hier etwas verwaschener über das Perfomative, als wir es schon konkret in Planung haben – um keinen Spoiler zu fabrizieren. Es wird jedenfalls entwickelt, wir können live vor Ort und in Time erproben und überprüfen. Was ist für dich reizvoll?

Der besondere Reiz für mich ist die zusätzliche Perspektive, die wir als Stadtwerkstatt- und Cafe-Strom-Team bekommen. Wir haben damit die Möglichkeit, die Fortgehbereiche im Haus zu analysieren und Mechanismen und Wirkweisen zwischen den Akteuren sichtbar zu machen um dann in Folge auch besser agieren zu können und mehr Handlungsmöglichkeiten zu haben. Ich freue mich auf den Austausch zwischen Performanceteam und Haus-Belegschaft, die unterschiedlichen Beobachtungen aus den unterschiedlichen Rollen abgleichen zu können und daraus das Projekt und letzten Endes auch das Haus weiterzuentwickeln. In welche Richtung sich dieser Grenzgang zwischen Schauen und Agieren entwickeln wird, ist völlig offen, hier ist es uns wichtig den Akteurinnen ihren eigenen Handlungshorizont zu geben – die Bandbreite des möglichen ist eine große – das birgt natürlich auch eine gewisse Spannung. Keine der von uns befragten Expertinnen kennt eine vergleichbare Untersuchung oder ein vergleichbares Projekt. Wir bewegen uns an der Schnittstelle von Wissenschaft, Kunst und untersuchen eine Fortgehzone, in der es oft auch um Enthemmung und Entgrenzung geht – all diese Punkte machen das Projekt »Stadtwerkstatt als öffentlicher Raum« für mich zu etwas Besonderen.

Ich mochte im Zuge der Vorbereitungen folgende auftauchende Sprüche ganz gern: »Widerspruch erhöhen«, »Feminism is for everybody«, »Best Place to be« …zum Beispiel. Dann ist mir letztens untergekommen – wohl auch aus einer Sprachhürde heraus entstanden: »Ich weiß, wo dein Beisl lebt«. Jedenfalls, wir überlegen eine kleine Kampagne. Was wäre dein Spruch?

Be nice or leave.

Ein letztes, ganz anderes Thema, nicht so aufgeladen, aber doch auch mit gewissen Verdrängungsaspekten im öffentlichen Raum. Stichwort Plakatflächen und kaum mehr freie Plakatierflächen in der Stadt. Hier im Haus ist es üblich, solche freie Flächen zur Verfügung zu stellen, was nicht überall so ist. Was würdest du dir diesbezüglich wünschen?

Die verfügbaren öffentlichen Plakatierflächen wurden in Linz in den letzten Jahren fast vollständig privatisiert und somit kommerzialisiert. Was es vor allem kleineren Veranstaltungshäusern schwierig macht, ihr Programm mittels Plakat kund zu tun. Kulturförderungen werden massiv zurückgefahren – gleichzeitig braucht es zunehmend größere finanzielle Mittel um sichtbar zu bleiben und Publikum zu erreichen. Das kann ein gefährlicher Kreislauf werden, der zu einer Wahrnehmungs-Verdrängung von freien Kunst und Kultureinrichtungen führt. Für uns ist es selbstverständlich, Flächen für andere Akteurinnen der Szene bereit zu stellen. Wenn schon die Sichtbarkeit im öffentlichen Raum eingeschränkt wird, dann soll sie doch wenigstens in den Clubs/Konzertsälen/Bars dieser Stadt umso mehr gegeben sein. Wir wollen auch dazu ein Projekt entwickeln, es sollen Notwendigkeit und Bedarf an entkommerzialisierten Plakatflächen im öffentlichen und halböffentlichen Raum aufgezeigt werden – gleichzeitig wollen wir damit auch zu einer Sensibilisierung in der Szene beitragen und für mehr Solidarität unter den Akteurinnen kämpfen.

Jörg Parnreiter ist Geschäftsführer des Cafe Strom, Mitarbeiter der Stadtwerkstatt.

Tanja Brandmayr ist freie Kunst- und Kulturschaffende und arbeitet auch in der Stadtwerkstatt.

Wenn es nicht passiert, dann passiert es bald

Stephan Roiss liest im Jänner in der Stadtwerkstatt. Zuvor ist er mit »Februar Null« als Teil der Formation *Fang den Berg* zu sehen.

FEBRUAR NULL ist eine postapokalyptische Zustandsbeschreibung aus der first-person-Perspektive, in der das Hörstück der Linzer Formation Fang den Berg mit Machinima-Elementen und experimentellen Realfilmsequenzen zu einem beengenden, audiovisuellen Kosmos verschmilzt.

Eine Sprechposition, zwei Stimmen: eingebettet in eine schillernde Klangwelt (Dark Ambient bis Noiserock) ist FEBRUAR NULL mit düster-bizarren Animationen und Aufnahmen bebildert. Schenkt man den Ausführungen des Protagonisten Corall Glauben, ist er in einer Laboranlage eingeschlossen und versendet von dort aus Sprachbotschaften in die Außenwelt – ohne je Antwort zu erhalten. Der Hunger treibt ihn dazu, eine ihm unbekannte pflanzliche Substanz einzunehmen. Unter deren Einfluss scheint er kurzfristig sein Gedächtnis wiederzuerlangen: Er berichtet von einem Krieg globalen Ausmaßes und kommt zur Überzeugung, für diese Katastrophe verantwortlich gewesen zu sein. Die Wahrheit bleibt ungesichert. Doch die Suche nach ihr beginnt wieder und wieder von Neuem. Die Wüste wächst.

Februar Null wird bei freiem Eintritt von 15. - 19. Jänner vor der Stadtwerkstatt im Cine Traktori gezeigt, in den Abendstunden zwischen 17 und 21 Uhr. Stephan Roiss ist Autor und Vokalist bei Fang den Berg und liest außerdem mit eigenem Leseprogramm am 19. Jänner im Saal der Stadtwerkstatt.



-bruar Null
zehn Uhr ein

-ikla- / Corall / weiß / weiß nicht wo i- / ich sieht hier aus wie in einer Forschungssta- / Computer / ich versuche mit diesem / Sprach- / Botschaft versenden / zu / eine Spur / eine Spur zu hinterlassen / nur Text / seit drei / Tagen nichts me- / zu viele / -innerungen / ist gesch- / ob mich jemand hört?

ich bin entmündigt
ein Computer spricht für mich
ich sammle Splitter von Erinnerung
und schicke sie an dich
wer immer du auch bist
wie viele ihr auch seid
vermutlich niemand null
und diese Stimme spricht für sich allein

ich tippe Sätze, drücke Enter
und zwei Sekunden später
schickt sie der Rechner
24 Stunden lang im 10 Minuten-Takt
in einen stummen Äther

gepresst in kalte Vokale
und Binärcode-Konsonanten
nackt bloß blank

in Plastik verpackt
wie das blaue Moos
im Gefrierschrank

dieser Roboter
und meine Gedanken
schließen Tag für Tag
einen frischen Pakt
ich schreibe
was er sagt

anfangs war alles Hilferuf
doch nach und nach
geriet das Gerät
mehr und mehr
zu einer Art von Tagebuch

Hoffnung wird inzwischen vermisst
so wie das Wissen darüber,
was vor meiner Ankunft
in diesem Laboratorium
geschehen ist

das Labyrinth ist perfekt
ich kann die Spuren die ich lege nicht lesen
die Speicherfunktion ist defekt

und solang von mir gelebte Zeit
sich vor mir selbst versteckt
bin ich weniger gewesen

-bruar
sieben und drei

mich hier in einer Art Labor / schon 40 Tage seit / Wiederkehr / die Welt hat verdient / hat / gekriegt / verknap- / -ektoren / Laurin / nur wüsste / jemand hören / wenn nur nicht diese Wüste / hier spricht Corall / was den Zeitraum / drei und zwan / zehn bis vier / und zwanzigsten / besitze ich keinerlei Erinnerung / eine Lokali- / mir unmöglich / ich wiederhole /Aufenthaltsort unbekannt

dass kein Hahn nach mir kräht
dass kein Köter nach mir bellt
dass mich kein Schwein versteht

die Erscheinung: entstellt
die Position: entrückt
das selbst: an die vorderste Front
des Wahnsinns beordert
das Schicksal: verrückt - herausgefordert

wenn nur nicht diese Wüste...
die Wüste wächst!
der Mantel des Schweigens breitet sich aus
dabei war der Plan doch perfekt
ich kann mich zwar an den Plan nicht erinnern
aber ich weiß noch, dass ich dachte,

dass er funktionieren müsste

der Hunger wird schlimmer
schon wieder von der Schlacht geträumt
wenn nur nicht diese Wüste
nirgendwo eine Oase
und sogar die ist eingezäunt

wenn nur nicht diese Wüste...
die Wüste wächst!
der Mantel des Schweigens breitet sich aus
dabei war der Plan doch perfekt
ich kann mich zwar an den Plan nicht erinnern
aber ich weiß noch, dass ich dachte,
dass er funktionieren müsste

der Hunger wird schlimmer
schon wieder von der Schlacht geträumt
wenn nur nicht diese Wüste
keine einzige Oase
und sogar die ist eingezäunt

ein Senkblei
auf Eis gelegt
das Wasser ist kalt
wenn es nicht passiert
dann passiert es bald

wenn es nicht passiert
dann passiert es bald



FEBRUAR NULL
FANG
DEN BERG

POSTAPOKALYPTISCHE ZUSTANDSBESCHREIBUNG
IM CINE TRAKTORI VOR DER STADTWERKSTATT
15.–19. JÄNNER 2017
MO-FR JEWEILS VON 17-21 UHR

-Februar.Null- von Fang den Berg, sowie Florian Hackl und Michael Wirthig. Festivalteilnahmen: Mac Film Festival 2016 (Brasilien), Official Selection of the Lisbon International Film Festival 2016 / Fall edition (Portugal), Cutting Edge Film Festival 2016 (USA)



STEPHAN ROISS /
LESUNG
+ TEXTOR &
RENZ / HIP HOP

FREITAG, 19. JÄNNER 2017, 21 UHR
STADTWERKSTATT SAAL

Stephan Roiss ist mehrfach preisgekrönter Autor, lebt in Ottensheim und Berlin und ein bisschen auch in Leipzig. Er schreibt Prosa, Börek und Dramatik, Texte für Hörspiele und Graphic Novels. Zudem ist er als Vokalist in mehreren musikalischen Projekten aktiv. An den Schnittstellen von Improvisation, Free Jazz, Noiserock, Hop Hop und Performancekunst. www.stephanroiss.at
Am 19. Jänner liest er vor Textor & Renz.

STADTWERKSTATT VERANSTALTUNGEN DEZ/JAN/FEB

Fr. 01.12.17 :: 23:00
The Future Sound pres.:
Wandl & the closing
electro

Sa. 02.12.17 :: 18:45
Queen & King of Style
The last one!
breakdance battle

Mi. 06.12.17 :: 20:00
Mambo Kurt
Heimorgel Medley's

Fr. 08.12.17 :: 17:00
Winterflohmarkt
Mit Feuertonne und Glühmost

Sa. 09.12.17 :: 22:00
Xpansion
techno

Mo. 11.12.17 :: 19:00
Strom um sieben
diskussion

Do. 14.12.17 :: 20:00
Intra + Destiny`s Patient + Fear and Lothing
alternative
stoner rock

Fr. 15.09.17 :: 21:30
Fuckhead
industrial / performance

Sa. 16.12.17 :: 22:00
O WoW Tanzabend
Soul Lobster DJ Team
60s / soul / funk

Fr. 22.12.17 :: 21:00
Jack Frost + Ozymandias

Sa. 23.12.17 :: 21:00
Porn to hula + Wipe out
rock / electro

Fr. 05.01.18 :: 21:00
Fireclath
reggae / dancehall

Do. 11.01.18 :: 20:00
Berthold Seliger
»Klassikkampf«
lesung

Fr. 12.01.18 :: 21:00
The Base
indierock

Fr. 19.01.18 :: 21:00
Stephan Roiss + Textor & Renz
Lesung
hip hop

Sa. 20.01.18 :: 21:00
LAT + Heckspoiler + Pasty Clan
rock / hardcore

Fr. 26.01.18 :: 21:30
Ash my Love & Sado Maso Guitar Club
delta blues / rock

Sa. 27.01.18 :: 21:00
The Vibrators + Ralleluja
punkrock

Do. 01.02.18 :: 21:00
Van Holzen + Lausch
rock

Sa. 03.02.18 :: 19:00
Wurst vom Hund Ball
Keine Angst vor Vielfalt
ball

Do. 08.02.18 :: 21:00
Disco 2000
bands, party, djing

Fr. 16.02.18 :: 21:00
Xpansion
techno

Di. 27.02.18 :: 21:30
Sofa Surfers
20 Jahre Tour
rock

Impressum versorgerin Nr. 0116 / DEZEMBER 2017 . herausgeberin: »stadtwerkstatt«, kirchengasse 4, A-4040 linz . tel: 0732-731209 . fax: 0732-711846 . e-mail: versorgerin@servus.at . web: versorgerin.stwst.at . redaktion: astrid benzer, tanja brandmayr, claus harringer, kurt holzinger, franz xaver . cover: collage von richard schuberth . layout: astrid benzer, astrid.benzer@liwest.at . basislayout/entwurf: us(c)hi reiter . anzeigen: kurt.holzinger@servus.at . auflage: 8.000 stück . druck: landesverlag wels . blattlinie: die versorgerin berichtet über die aktivitäten der stadtwerkstatt und bringt beiträge zur transformation von kultur und politik. **RETOUREN AN: STADTWERKSTATT, KIRCHENGASSE 4, 4040 LINZ**